

Patricia Clough



In langer Reihe über das Haff

Die Flucht der Trakehner
aus Ostpreußen



DVA

»Es war ein grausig-schönes Bild, als die Pferde mit ihren Reitern in langer Reihe über die Dünen zogen, hell erleuchtet vom Feuerschein des etwa zwölf Kilometer entfernt liegenden Städtchens Tolkemit, das lichterloh brannte.«

Die bekannte englische Journalistin Patricia Clough schildert eine der ergreifendsten Geschichten aus dem Zweiten Weltkrieg. Dramatische Zeitgeschichte, einfühlsam und spannend erzählt.

DVA

ISBN 3-421-05129-1



9 783421 051295

Winter 1944/45. Die Rote Armee marschiert in Ostpreußen ein. Millionen von Menschen wollen flüchten und dürfen nicht. Erst im allerletzten Augenblick können sie losziehen, viele von ihnen in langen Trecks über das zugefrorene Haff. Mittendrin Tausende Pferde einer der schönsten Zuchten der Welt: die Trakehner. Sie fliehen in großen Herden oder sind vor Schlitten und Wagen gespannt und erleiden dasselbe Schicksal wie die Menschen. Selten war das Band zwischen Mensch und Tier so stark wie damals. Mit einem Minimum an Nahrung, von Tieffliegern und Panzern beschossen, sterben viele auf der Flucht, und nur wenige Hundert erreichen den Westen. Wird es unter den schwierigen Nachkriegsbedingungen gelingen, die Zucht wieder aufzubauen?

Die bekannte englische Journalistin Patricia Clough schildert eine der ergreifendsten Geschichten aus dem Zweiten Weltkrieg. Dramatische Zeitgeschichte, einfühlsam und spannend erzählt.



Patricia Clough hat viele Jahre als Korrespondentin u. a. der *Times* und des *Independent* aus Deutschland berichtet. 2002 veröffentlichte sie bei DVA *Hannelore Kohl. Zwei Leben*.

Weitere Informationen zu diesem Buch und unserem Programm erhalten Sie unter www.dva.de

Deutsche Verlags-Anstalt
Umschlaggestaltung: Berndt & Fischer, Berlin
Fotos: Deutsches Pferdemuseum (oben),
Vinzenz Engel/bildarchiv preußischer kulturbesitz

Ostpreußen 1937

-  Freie Stadt unter dem Völkerbund
-  seit 1924 Autonomiestatus



Ostpreußen 1945

- ▣ Staatliche Gestüte
- ▴ Private Gestüte
- ➔ Einmarsch der Roten Armee



PATRICIA CLOUGH

In langer Reihe über das Haff

Die Flucht der Trakehner aus Ostpreußen

Aus dem Englischen
von Maja Ueberle-Pfaff

Deutsche Verlags-Anstalt
München

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte
bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.ddb.de>, abrufbar.

5. Auflage 2005

© 2004 Deutsche Verlags-Anstalt, München

Alle Rechte vorbehalten

Satz und Layout: Boer Verlagsservice, München

Gesetzt aus der Minion

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pössneck

Printed in Germany

ISBN 3-421-05129-1

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader 16

Für Isabella und Paolo

Inhalt

Dramatis Personae 9

Vorbemerkung 11

1

Donnergrollen aus dem Osten 13

2

Der «braune Zar» ergreift die Macht am Pregel 31

3

Trakehnen, das grösste Gestüt Europas 51

4

Wer Wind sät... 70

5

Unruhige Tage eines goldenen Herbstes 80

6

Endlich – der Aufbruch 95

7

Das letzte Weihnachtsfest in der Heimat 104

8

... wird Sturm ernten 111

9

«Dann bleibt nur noch das Haff!» 130

10

Das Ende Trakehnens *143*

11

Kann die Rasse gerettet werden? *170*

Epilog *190*

Dank *205*

Bildnachweis *207*

Bibliographie *208*

Dramatis personae

Staatliche Züchter

ERNST EHLERT, Landstallmeister von Trakehnen, seine Enkelin Lilia und Familie

MARTIN HELING, Landstallmeister von Georgenburg, seine Frau und sein Sohn Dietrich

HANS SEYFFERT, preußischer Oberlandstallmeister mit Sitz in Berlin

FRIEDRICH KIAULEHN, Obersattelmeister in Trakehnen, NS-Ortsleiter und Bürgermeister von Trakehnen

HELMUT HUFENBACH und OTTO FIEGE, Reitburschen
Andere Landstallmeister

Private Züchter

BARBARA VON SPERBER, LENKEN

ANNA VON ZITZEWITZ, WEEDERN, mit Tochter ERDMUTE und Sohn EBERHARD

FRANZ SCHARFFETTER, KALLWISCHKEN, und Sohn HANS-JOACHIM

PETER ELXNAT und Familie

GERD LEHMANN, seine Mutter und Schwester

BRIGITTE BOETTCHER, ihr Mann und ihr Vater mit Familie

JOHANNA SASSE, ihr Mann Karl und Familie

ALEXANDER FÜRST ZU DOHNA-SCHLOBITTEN

FRITZ SCHILKE, Geschäftsführer der ostpreußischen Stut-
buchgesellschaft

Nazifunktionäre

ERICH KOCH, Gauleiter von Ostpreußen und Reichskommis-
sar der Ukraine

HERMANN GÖRING, Reichsmarschall usw.

Russen

LEW KOPELEW, Propaganda-Offizier, später Schriftsteller

ALEXANDER SOLSCHENIZYN, Artilleriehauptmann, später
Schriftsteller

Briten

Brigadier BOLTON, Ortskommandant von Perlin

Vorbemerkung

Vor dem Zweiten Weltkrieg und noch einige Jahre danach bezeichnete der Begriff «Trakehner» ausschliesslich die Pferde, die auf dem staatlichen Hauptgestüt Trakehnen und seinen Vorwerken geboren waren. Pferde, die von Trakehner-Zuchthengsten gezeugt waren und registrierte Stuten als Mutter hatten, hiessen *Ostpreußische Warmblutpferde Trakehner Abstammung*.

Ostpreußen gibt es nicht mehr. Trakehnen gibt es nicht mehr, und das letzte dort geborene Pferd starb 1976. Heutzutage wird der Begriff «Trakehner» für offiziell registrierte Pferde der gleichnamigen Rasse benutzt. Der Einfachheit halber habe ich mich für die moderne Bezeichnung entschieden, auch wenn sie damals strenggenommen nicht korrekt gewesen wäre.

1938 wurden viele der alten, ursprünglich litauischen Namen ostpreussischer Städte und Dörfer vom nationalsozialistischen Regime «germanisiert». Ich verwende lieber die Namen, die jahrhundertlang bekannt und beliebt waren, und nicht die, die sie nur wenige Jahre trugen.

Ein grosser Teil des Buches, wie überhaupt vieles, was wir über die Flucht aus Ostpreußen wissen, basiert auf mündlichen Erzählungen, auf den Erinnerungen der Menschen, die sie erlebt haben. Die Berichte meiner Gesprächspartner mögen sich in einigen Details von anderswo erschienenen Berichten unterscheiden. Das liegt in der Natur der mündlichen Überlieferung. Natürlich stehe ich für meine eigenen Quellen ein.

Donnergrollen aus dem Osten

Was war das?

Ein Geräusch von fernem Donner brach in den Sommertag ein.

Da war es wieder, vom Wind über die sonnigen Wiesen und Wälder getragen. Die Pferde auf den Koppeln bäumten sich auf und jagten mit geblähten Nüstern nervös umher, die dunklen Augen furchtsam geweitet. Auf den Feldern und bei den Ställen hörten es auch die Landarbeiter, die Lehr jungen und die uniformierten Gestützwärter. Ängstlich versuchten sie die Entfernung zu schätzen. Dreissig, vierzig Kilometer vielleicht, noch auf der anderen Seite der Grenze, aber dennoch erschreckend nahe.

Ihre Sorge stand unter Strafe. Immer wieder war ihnen versichert worden, dass die Rote Armee keinen Fuss auf deutschen Boden setzen würde. Sie sollten sich auf das militärische Genie ihres Führers verlassen, der Deutschland zum Endsieg führen würde. Der Führer verfüge über «Wunderwaffen», die er zu gegebener Zeit einsetzen würde, um den Feind zu vernichten. Es war verboten, über ein Weggehen zu sprechen – das sei defätistisch. Jeder, der zu flüchten versuchte, galt als Saboteur. Darauf stand die Todesstrafe.

Die meisten Ostpreußen akzeptierten, was die Autoritäten sagten. Wenige wussten, was tatsächlich vor sich ging. Sie hatten Hitler und seinen Gefolgsleuten vertraut. Gleichwohl fanden sie manches zutiefst beunruhigend, was sie mit eigenen Augen sahen und mit eigenen Ohren hörten. So nahm mit der Zeit die Anzahl derjenigen, die immer noch glaubten und vertrauten, rapide ab. Zu Hause packten die Frauen heimlich noch eine Kiste und verstaute noch einen Schinken als Proviant für ihre Reise. «Wann fahren wir?» fragten sie immer wieder. Aber die Antwort war wieder einmal Schweigen.

Dr. Ernst Ehlert hatte das Geräusch auch gehört. Es bestätigte seine schlimmsten Befürchtungen. Er trug eine grosse Verantwortung, und doch waren ihm die Hände gebunden. Als Landstallmeister von Trakehnen, des ältesten, berühmtesten und renommiertesten staatlichen Gestüts in Deutschland, waren ihm 1200 der herrlichsten Pferde der Welt anvertraut. Einen Steinwurf entfernt von dem weiss verputzten, einem Schloss ähnelnden Landstallmeisterhaus, seinem offiziellen Wohn- und Amtssitz, grasten auf den Koppeln Pferde, so weit das Auge reichte, wundervolle Erben einer mehr als zweihundert Jahre alten, hochqualifizierten, zielgerichteten Zucht. Geschmeidige, elegante Tiere, die Zähigkeit, Schnelligkeit, Intelligenz und Ausdauer mit erstaunlicher Anmut und Schönheit verbanden. Die Trakehner waren der Traum eines jeden Reiters, vollendete Kavalleriepferde und für Kenner wie Ehlert ein unvergleichlicher Gen-Pool. Dieser Kernbestand der Rasse war vielleicht der grösste Vermögenswert, den Ostpreußen besass, ei-

ne Hauptquelle seines Ruhmes, seiner Einkünfte und seines Stolzes. Und doch wurde ihr Leben, wie das der 3'400 Menschen, die sich um sie kümmerten, mit wahnwitziger Leichtigkeit aufs Spiel gesetzt.

Die ganzen Monate Juni und Juli 1944 über hatte die Rote Armee ihre Kräfte an der anderen Seite der Grenze zusammengezogen und den Einmarsch nach Ostpreußen vorbereitet. Es war beängstigend genug, dass Trakehnen so dicht an der Grenze lag. Doch kürzlich hatte die Luftwaffe noch zwei Feldflugplätze auf dem ausgedehnten Gestütgelände angelegt, einen davon unmittelbar neben der Paradekoppel. Der Lärm der Jagdmaschinen verschreckte die Tiere, und nicht nur das: Die Flugzeuge machten das gesamte Gebiet zu einem Hauptangriffsziel der sowjetischen Bomber. Nach aller Vernunft mussten Pferde und Personal flüchten, je schneller, desto besser. Doch diejenigen, die die Entscheidungen trafen, waren Vernunftgründen nicht zugänglich.

Pläne zu einer Evakuierung Trakehnens im Kriegsfall existierten bereits. Ehlert hatte sie selbst nach seinem Dienstantritt 1931 zusammen mit den örtlichen Behörden und dem Landwirtschaftsministerium entworfen, obwohl damals ein Krieg in weiter Ferne lag. Die Pferde sollten nach Westen gebracht werden, in das als sicher geltende «Heilsberger Dreieck», eine stark befestigte Region um die ostpreußische Hauptstadt Königsberg und den Hafen Pillau. Doch diese Pläne schlummerten in einem Safe in Berlin. Wer würde es wagen, sie hervorzuholen? Das wäre gleichbedeutend mit Hochverrat. Darüber dachte Ehlert lieber nicht nach. Er hatte bei seinen Vorgesetz-

ten im Reichsministerium für Ernährung und Landwirtschaft immer wieder angefragt, welche Vorbereitungen für die Evakuierung getroffen würden. Bislang hatte er noch keine Antwort erhalten. So konnte er nur im geheimen Überlegungen anstellen, alles andere war gefährlich. Die Gestapo liess das Gestüt nicht aus den Augen, und potentielle Informanten gab es überall.

Ernst Ehlert war nicht der Einzige, der sich sorgte. In ganz Ostpreußen befürchteten Privatzüchter, ein paar Dutzend Grossgrundbesitzer und über zehntausend Kleinbauern Schlimmes nicht nur für ihre Familien und ihren Besitz, sondern auch für die edlen Tiere, die einen grossen Teil ihres Lebensunterhaltes sicherten. Denn Ostpreußen war das Land der Pferde. In diesem schönen, sanfthügeligen Landstrich zwischen der Ostsee im Westen und Litauen im Osten, der Memel im Norden und Polen im Süden war Zucht und Aufzucht der Pferde einer der wichtigsten Erwerbszweige. Die Ostpreußen deckten zum guten Teil den Bedarf des Heeres, ihre Pferde hatten unzählige internationale Wettbewerbe in ganz Europa gewonnen, unter anderem drei Goldmedaillen und eine Silbermedaille bei den Olympischen Spielen von 1936, und viele tausend Tiere wurden jedes Jahr in die ganze Welt exportiert. Hier waren Pferde kein Statussymbol und kein Hobby der Reichen – sie waren ein Teil des Lebens.

Ostpreußische Bauern, Landarbeiter und Züchter lernten schon in früher Kindheit, mit Pferden umzugehen. Wie Franz Scharffetter, Sohn eines angesehenen Züchters, der noch ein Kleinkind war, als er vor seinem Vater im Sattel sass. Peter

Elxnat, Spross einer der ältesten Züchterdynastien, konnte ohne Sattel reiten, noch bevor er in die Schule kam. Brigitte Pflaumbaum lief von der Schule gleich in den Stall, um ihrem Vater zu helfen. So lernte sie noch als Kind, Pferde zu beurteilen, und konnte ihrem Vater stundenlang zuhören, wenn er von den Erlebnissen mit seiner intelligenten Stute Akurate erzählte.

Anders als in ähnlichen Zuchtregionen in den Vereinigten Staaten oder der Sowjetunion gab es in Ostpreußen wenige Gegenden, in denen Tierherden frei umherschweifen konnten, denn abgesehen von den Wäldern und den Seen war die Gegend durchgehend kultiviert. So spannten die Bauern ihre eleganten Stuten vor Pflüge und Heuwagen und bearbeiteten den Boden, während nicht selten die Fohlen neben ihren Müttern hertröteten. Die ostpreußischen Bauern besaßen fünfzig Prozent mehr Pferde als die Bauern in Westeuropa, denn hier waren die Winter länger und kälter, und die Vegetationszeit war sechs Wochen kürzer. Hier brauchte man schnelle und ausdauernde Gespanne, damit sie in der kurzen Zeit Pflügen, Aussaat und die Ernte bewältigten. Einmal im Jahr brachten viele ostpreußische Züchter ihre Stuten zur nächstgelegenen staatlichen Deckstation, um sie von einem sorgfältig ausgewählten Hengst decken zu lassen, und verkauften später das Fohlen für eine ordentliche Summe, um die Einkünfte aus der Landwirtschaft aufzubessern.

Trakehnen war zwar der Mittelpunkt der ostpreußischen Pferdezucht, hier wurde die Rasse beständig verbessert, veredelt und an die Erfordernisse der Zeit angepasst, doch es war umgeben von zahlreichen privaten Gestüten und Bauernhöfen,

in denen ebenfalls hervorragende Nachkommen von Trakehner-Zuchthengsten geboren wurden.

Es gab einige wenige sehr grosse Gestüte, wie Weedern am Ufer der Angerapp. Weedern wurde von Anna von Zitzewitz geleitet, der Witwe des berühmten Züchters Eberhard von Zitzewitz, der eine erstklassige Fuchsherde aufgebaut hatte. Anna, eine attraktive, geistreiche und energische Brünette, hatte sechzehn Kilometer entfernt in Kleszowen ihr eigenes renommiertes Gestüt geleitet, als sie von Zitzewitz heiratete. Nach seinem Tod im Jahre 1934 übernahm sie beide Anwesen mit insgesamt fünfhundert Pferden.

Am weitesten westlich lagen die weitläufigen Ländereien der von Kuenheims in Juditten, berühmt für ihre Braunen, und die von Alexander Fürst zu Dohna in Schlobitten und Prökeltwitz, die die Fürstin, Tochter eines Züchters und Rennpferdbesitzers, mit züchterischem Gespür leitete. Sie hatte Ehlert dazu gebracht, ihr in einem Tauschgeschäft gegen den späteren Hauptbeschäler Polarstern den schwarzen Indra zu überlassen, und dieser hatte eine lange Reihe grossartiger Söhne und Töchter hervorgebracht. Sie ritt am liebsten im Damensitz, wie sie es in ihrer Jugend von dem Sattelmeister des Kaiserlichen Marstalls gelernt hatte.

Zahlreiche Züchter waren Nachfahren der Protestanten aus Salzburg, die hier in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts angesiedelt worden waren. Zu ihnen gehörte auch Franz Scharffetter. Franz war der Sohn Johann Scharffetters, eines Mannes, dessen enormer Leibesumfang, Walrossbart und exzentrisches Wesen in der gesamten Provinz ebenso bekannt waren wie seine Vorliebe für das Nationalgetränk der Ostpreußen, das ihm den Spitznamen «Grogkönig» eingebracht hatte. Johann

hatte 1895 das abgewirtschaftete Gut Kallwischken nahe Insterburg übernommen und es in eines der besten Privatgestüte Ostpreußens verwandelt. 1929 übergab er es seinem Sohn Franz, der mit seinen Stuten viele Preise gewann und Hengste züchtete, die eine wichtige Rolle in der ostpreußischen Trakehner-Zucht spielten. Franz war zwar schlanker als sein Vater, aber auch er galt als Original und war bekannt für Eskapaden und Streiche. Als einmal Gäste bei ihm im Dachgeschoss untergebracht waren, ist er ihnen auf dem Rücken eines Pferdes erschienen. Wie er das Tier dort hinaufbrachte, ist nicht überliefert. Auch Franz Scharffetter war dem Grog nicht abgeneigt, und so kam es, dass er in einer feuchtfröhlichen Nacht Hitler auf höchst unvorteilhafte Weise mit Friedrich dem Grossen verglich. Nur seine Beliebtheit bei den Einheimischen rettete ihn vor der Denunziation.

Lenken war relativ klein, aber eines der renommiertesten Privatgestüte. Vor zwanzig Jahren war die Nachfrage nach stärkeren, schwereren Pferden gestiegen. Hans von Sperber, Besitzer von Lenken und ein Verwandter Anna von Zitzewitz', züchtete weiter den klassischen, leichten Trakehner-Typus. Die Lenken-Trakehner waren berühmt für ihren Adel, ihre Eleganz und ihre leichten, mühelosen Bewegungen. Das Gut zwischen den Flüssen Memel und Szesuppe war mit seinem hellen Sandboden und den sanft-hügeligen Weiden ideales Aufzuchtland.

Einige adelige Züchter konnten ihren Familienstammbaum bis zu den frühen Siedlern zurückverfolgen, so auch Johanna Haedige-Medicus, deren Familie weitläufige Güter nahe der

polnischen Grenze besass. Das grosse Gut Sabloczyn gehörte einem wohlhabenden, unverheirateten Onkel Johannas. Da er keine Kinder hatte, war vor auszusehen, dass nach seinem Tod das Gut enteignet und an Kleinbauern verteilt werden würde. Die Geschäfte führte Karl Sasse, ehemaliger Rittmeister der Kavallerie und ebenfalls Junggeselle. Um Sabloczyn zu halten, heiratete Johanna Haedge-Medicus ihn, obwohl er alt genug war, ihr Vater zu sein. Sie bekamen zwei Kinder, und das Gut blieb in der Familie.

Die Grossgrundbesitzer waren Überbleibsel einer archaischen Gesellschaft, die im übrigen Europa im Aussterben begriffen war. Viele waren Aristokraten, obwohl nur wenige Titel führten, und manche benutzten nicht einmal das «von». Ein paar von ihnen waren sehr reich, viele jedoch hoch verschuldet, wie schon Väter und Grossväter. Manche waren hoch gebildet, weitgereist und liberal gesinnt, andere erkonservativ. Eine Handvoll waren enthusiastische Anhänger der Nazis, aber die meisten, selbst die Konservativen, zeigten sich von deren bizarren neuen Ideen unbeeindruckt oder kritisierten sie gar heftig. Einige waren arrogant und grob und wurden von Aussenstehenden als typische Vertreter ihrer Kaste betrachtet: Junker!

Viele Familien waren stolz auf ihre lange militärische Tradition, doch alle waren gleichzeitig Landwirte und arbeiteten in der Regel sehr hart. Sie beschäftigten immer noch viele Landarbeiter, deren Familien seit Generationen auf dem Gutsgelände lebten und einen Teil ihres Lohnes in Form von Naturalien erhielten. Es war jedoch mehr als eine Arbeitsbeziehung; die Gutsbesitzer besaßen nicht nur Privilegien, sondern auch Pflichten und Verantwortung gegenüber diesen Men-

schen, und sie sollten sich dieser Verantwortung auf beispielhafte Weise stellen.

Doch die meisten ostpreußischen Trakehner wurden auf viel kleineren Besitzungen gezüchtet. Auch sie brachten oft Pferde von ausserordentlicher Güte hervor.

Menschen und Pferde lebten in diesem Teil der Welt seit über tausend Jahren zusammen. Im frühen Mittelalter hatte das Volk der Prussen, das die Gegend besiedelte, Pferde bereits als Reittiere im Krieg genutzt und wahrscheinlich auch vor Karren gespannt. Als 1231 die ersten Deutschordensritter, dem Ersuchen eines polnischen Herrschers folgend, im Osten des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation erschienen, um die Prussen zu christianisieren und zu unterwerfen, brachten sie ihre schweren Streitrosse mit. Sie gründeten mehr als sechzig Gestüte zur Zucht dieser muskulösen Tiere, die einen Ritter in voller Rüstung trugen, lange Strecken zurücklegten und im Kampf furchtlos waren. Als die Ritter sich mit der Zeit auf die Landwirtschaft verlegten und Deutsche aus anderen Teilen des Reiches zur Besiedlung Ostpreußens nachholten, dienten ihnen bei der Urbarmachung des Landes jedoch nicht die Schlachtrosse, sondern die Pferde der Prussen, kleine Tiere, die man Schweike nannte. Diese nahen Verwandten der Wildpferde, die damals noch die Wälder und Steppen Mittel- und Osteuropas durchstreiften, waren kräftig, ausdauernd und anspruchslos. Sie waren gegen Krankheiten resistent und billig in der Haltung. Vierhundert Jahre lang begnügten sich die meisten Bauern damit, ihre arbeitswilligen Schweiken zu züchten. Erst das 18. Jahrhundert brachte eine Wende.

Wenn der Landstallmeister Ernst Ehlert die gepflegten Grünanlagen, die makellos geführten Stallungen, die sauberen Wege, schmucken Häuser und weiten, üppigen Weiden betrachtete, fiel es ihm schwer, sich vorzustellen, wie die Gegend zweihundert Jahre früher ausgesehen hatte: weit und breit nur Sümpfe, Schilfgras und Binsen, Weiden und Erlen, bevölkert allein von Vögeln und wilden Tieren. Der Verwüstung der Region durch mehrere Kriege in der frühen Neuzeit waren eine Reihe von Missernten und schliesslich die Pest gefolgt, die fast die Hälfte der ohnehin stark dezimierten Bevölkerung dahingerafft hatte. Trakehnen (*Trakis* bedeutet «verbrannter Wald» in der Sprache der frühen litauischen Siedler, die vielen Orten ihren Namen gegeben hatten) war eine trostlose Einöde. Doch dann kamen sechshundert preußische Soldaten und machten sich daran, die Sümpfe trockenenzulegen und den fruchtbaren Boden zu Ackerland zu machen. Sie erbauten in sechs Jahren ein riesiges Gestüt, das kein Geringerer als der König selbst entworfen hatte. Als alles fertig war, wurden die 1'101 königlichen Pferde, die über siebzehn Stallungen und Gestüte über ganz Preußen verstreut standen, hier versammelt, und 1732 nahm das «Königliche Stutamt Trakehnen» den Betrieb auf.

Die Gründung von Trakehnen war Teil der Bemühungen Friedrich Wilhelms I. um die Neubesiedelung der Region und die Wiederbelebung ihrer Wirtschaft. Um dieselbe Zeit hatte er durch seine tolerante Haltung in Fragen der Religion 130'000 Flüchtlinge nach Preußen geholt, die wegen ihres Glaubens verfolgt worden waren – Hugenotten, Schweizer Protestanten, Mennoniten, Juden, Katholiken, aber auch Ein-

wanderer aus Polen, Schottland, England und Holland. Und er liess 21'000 Salzburger Protestanten ins Land und siedelte 17'000 von ihnen in der entvölkerten Region um Trakehnen an. Sein Sohn, Kronprinz Friedrich (der spätere Friedrich der Grosse), der seinem tyrannischen Vater wenig Liebe entgegenbrachte, räumte in einem Brief an seinen Mentor Voltaire ein, er fände «etwas Heroisches in der hochherzigen und emsigen Art, wie der König diese Wüste besiedelt, sie fruchtbar und glücklich gemacht hat».

Friedrich Wilhelm I. erwartete, dass Trakehnen ihn und seinen Hof mit Reit- und Kutschpferden belieferte. Gleichzeitig erhoffte er sich durch den Verkauf der überzähligen Pferde einen Erlös für die königliche Schatzkammer. In diesem Punkt wurde er enttäuscht. Ökonomisch war der Betrieb schlecht durchdacht, Trakehnen erwirtschaftete in seinen Gründungsjahren nicht ausreichend Futter für alle Pferde, und das Personal wurde so schlecht bezahlt und war so demoralisiert, dass Betrug und Diebstahl an der Tagesordnung waren. So schenkte Friedrich Wilhelm I. das Gestüt seinem Sohn, der wenig Interesse daran zeigte. Er betrachtete Trakehnen hauptsächlich als Goldesel, investierte nichts und drohte mit der Schliessung, sollte sich sein Profit nicht um fünfzig Prozent steigern.

Die Pferde waren eine bunte Mischung aus zahlreichen Rassen und viele nur von mittlerer Qualität. Die Idee einer ernsthaften, wissenschaftlich begründeten Zucht hatte noch nicht Fuss gefasst – zu jener Zeit waren Versuche nicht ungewöhnlich, die unterschiedlichsten Tierarten zu kreuzen. Selbst Trakehnen wurde einmal angewiesen, Pferde und Esel mit Stieren und Kühen zu paaren, in der Hoffnung, ein Tier zu erhalten,

das die Vorzüge aller in sich vereine. Doch der Oberpräsident der Provinzen Ost- und Westpreußen, Johann Friedrich von Domhardt, der auf königliche Weisung die Oberaufsicht über Trakehnen führte, schlug sich unter diesen schwierigen Umständen recht gut. Er führte zur Veredelung des Bestands englische und arabische Pferde ein, und die ersten Ergebnisse waren ermutigend. Bald war Friedrich sehr stolz darauf, dass die Trakehner-Wagenpferde auf der Strecke von seinem Schloss Sanssouci in Potsdam nach Berlin um eine halbe Stunde schneller waren als die besten englischen Pferde.

Dies war die Zeit, in der Friedrich der Grosse bestrebt war, Preußen als europäische Macht zu etablieren. Er verfügte über eine gut ausgerüstete Armee, mit deren Hilfe er sein Königreich vergrößern wollte. Die Armee benötigte gute Pferde, die er grösstenteils im Ausland kaufen musste, was kostspielig und nicht ohne Risiken war. Einige stammten sogar aus Bessarabien und von der Krim. Ihre Reise dauerte oft ein gutes Jahr, und wenn sie überhaupt ankamen – denn ein Fünftel verendete unterwegs –, waren sie entsetzlich geschwächt und ausgezehrt. Friedrich erkannte, dass Preußen sich seine Kavalleriepferde selbst heranziehen musste. Doch seine Versuche, die Tiere im eigenen Land zu beschaffen, schlugen fehl. Weder Trakehnen noch die preußischen Landwirte konnten der Armee genügend geeignete Pferde zur Verfügung stellen. Von Domhardt schlug dem König einen Plan vor, durch den dieser einen Grossteil der 120'000 Taler sparen würde, die er für ausländische Pferde ausgab: die Paarung von Trakehner-Hengsten mit den Stuten der preußischen Bauern. Doch Friedrich fühlte sich schon zu

alt und zu erschöpft für ein neues Projekt, und der Plan wurde erst einmal zur Seite gelegt.

Friedrichs Neffe und Nachfolger, Friedrich Wilhelm II., musste jedoch nicht lange überredet werden. Wenige Wochen nach seiner Thronbesteigung ordnete er an, grosse Summen in Hengstdepots im ganzen Land zu investieren. Dort sollten in jedem Frühjahr die Arbeitsstuten der Bauern kostenlos von guten Trakehner-Hengsten gedeckt werden. Diese Einrichtungen entwickelten sich mit den Jahren zu Landgestüten, welche die Hengste beherbergten, die jedes Jahr auf die Deckstationen geschickt wurden, um die Stuten der Bauern und Züchter zu decken. Im Hauptgestüt Trakehnen waren auch weiterhin die Hauptbeschäler und Zuchtstuten untergebracht, mit denen die Zucht weiterentwickelt und vervollkommen werden sollte, damit weitere Generationen von erstklassigen Deckhengsten heranwachsen. So wurden die Staatsgelder, die früher in die Taschen ausländischer Pferdehändler geflossen waren, an preußische Grundbesitze umgelenkt, und die bemerkenswerte Partnerschaft zwischen dem preußischen Militär und Preußens Landwirtschaft war besiegelt. Damit begann die Beteiligung des Staates an der Pferdezucht, ein Modell, das andere deutsche Staaten und auch Frankreich übernahmen, wogegen die Zucht in England und Irland allein Privatleuten vorbehalten blieb.

Der Wendepunkt für Trakehnen und die Grundlage seines zukünftigen Ruhms war die Entscheidung Friedrich Wilhelms II., Carl Heinrich August Graf von Lindenau als Oberstallmeister einzusetzen, ihn angemessen zu budgetieren und mit der Neuorganisation des Zuchtsystems zu beauftragen. Von Lin-

denau rangierte die vielen schwachen und mangelhaften Pferde in Trakehnen aus, insgesamt mehr als vierzig Prozent, und kaufte neue, hochwertige Tiere an. Er liess nur hervorragende Stuten, die ein entsprechendes Brandzeichen erhielten, von Landbeschälern decken und verordnete strenge Zuchtdirektiven. Jedes Fohlen, das einen Trakehner-Hengst zum Vater hatte, musste als Zweijähriger den Zuchtbehörden vorgeführt werden. Diejenigen Hengstfohlen, die für die Zucht geeignet schienen, wurden für eine festgesetzte Summe gekauft, und ihre Besitzer erhielten eine Goldmedaille, die vierzig Taler wert war. Die restlichen wurden kastriert und als vorzügliche Reitpferde, Wagenpferde oder Kavalleriepferde verkauft.

Graf Lindenau verfügte, er werde von nun an, was die Hengste betraf, «nur reines Gold» verwenden. Er liess teure Englische Halbblüter einführen, vor allem wegen ihrer Grösse. Denn bis dahin waren die Trakehner-Stuten sehr klein gewesen, nur fünfzehn Handbreit oder 157 Zentimeter hoch, was vermutlich ein Erbe der Schweike war.

Ein zweiter Zugewinn waren die Araber und die Anglo-Araberhengste. Abgehärtet durch über tausend Jahre im harten Wüstenklima ihrer Heimat, brachten sie eine besondere Zähigkeit, Widerstandsfähigkeit und Ausdauer mit, kombiniert mit guter Gesundheit und einem gutmütigen Temperament. Ausserdem waren sie sehr fruchtbar, hatten eine lange Lebenserwartung und erholten sich nach grossen Anstrengungen schnell. Sie verliehen den Trakehnern viel von ihrer Schönheit – ihre grossen Augen, ihre ausgewogenen Proportionen und

anmutigen Bewegungen. So entstand eine Zuchtgrundlage aus englischem und arabischem Blut, vereint mit der Genügsamkeit, Zähigkeit und Robustheit der Schweike. Diese Mischung blieb über Jahrhunderte erhalten, wenn auch angepasst an die jeweiligen Erfordernisse der Zeit. Es entstanden Pferde von bemerkenswerter Kraft und Belastbarkeit. Die Temperaturen in Ostpreußen reichten von dreissig Grad Hitze im Sommer bis zu dreissig Grad Kälte im Winter, doch die Trakehner konnten sich, wenn nötig, auch ohne Decken im Freien aufhalten.

Von 1787 an erkannte man die Trakehner nicht nur an ihrer äusseren Schönheit, sondern auch an ihrem Brandzeichen auf dem rechten Hinterschenkel: einer siebenzackigen Elchschaufel, der Zierde des riesigen Tieres, das durch die ostpreussischen Wälder streifte. Später, von 1888 an, bekamen die registrierten Abkömmlinge der Trakehner-Hengste, die mit Stuten der Privatzüchter erzeugt wurden und ins Ostpreussische Stutbuch eingetragen waren, eine doppelte Elchschaufel auf den linken Hinterschenkel eingebrannt. Diese Tiere hiessen offiziell «Ostpreussische Warmblutpferde Trakehner Abstammung».

Einer der Meilensteine der Zucht war die Reise des preussischen Oberstallmeisters Georg Graf von Lehndorff und des Landstallmeisters von Trakehnen, Burchard von Oettingen, im Jahre 1903 nach England, wo sie das Englische Vollblut Perfectionist kauften. Perfectionist war der Sohn von Persimmon, dem berühmten Hengst König Edwards VII, der 1896 sowohl das Epsom- als auch das St. Leger-Derby, also die beiden wichtigsten Pferderennen überhaupt, gewonnen hatte. Persimmon wiederum war der Sohn des legendären St. Simon, eines

Hengstes, der so schnell war, dass er jedes Rennen gewann, an dem er teilnahm, ohne sich jemals zu verausgaben. St. Simon hatte einmal für eine Sensation gesorgt, als er das Viertausend-Meter-Rennen des Ascot Gold Cup mit zwanzig Längen Vorsprung gewann und dann noch eine Meile weiterlief, bevor er sich endlich entschloss, stehenzubleiben. Der dunkelbraune Perfectionist stand nur drei Jahre in Trakehnen, bevor dieser grossartige und extrem teure Hengst sich bei einem unglücklichen Fall in seiner Stallbox das Becken brach und eingeschläfert werden musste. Doch er hinterliess ein grosses und bleibendes Erbe: 131 Fohlen, von denen 32 Hengste und 37 Stuten so erstklassig waren, dass sie der Zucht vorbehalten waren. Sie sind zu einem grossen Teil für die Güte der Trakehner des 20. Jahrhunderts verantwortlich. Der berühmteste Sohn von Perfectionist war der legendäre, ebenfalls dunkelbraune Tempelhüter, der viele Haupt- und Landbeschäler zeugte und dessen Statue vor dem Schloss stand. Auch andere Söhne, vor allem Jagdheld und Irrlehrer, aber auch seine Töchter übten einen grossen Einfluss aus auf die Entwicklung der Zucht.

Mit Hilfe der Nachkommen von Perfectionist und anderen wertvollen Deckhengsten wie Dampfross, von seinem Vorgänger von Georgenburg nach Trakehnen geholt, konnte Ernst Ehlert für sich beanspruchen, die Qualität der Trakehner auf ihre bisher höchste Stufe gehoben zu haben. Der Trakehner war ein schönes Tier, mit einem kleinen, schmalen Kopf und grossen, weit auseinanderliegenden Augen, wachsamen Ohren, einem langen, eleganten Hals, einer schrägen Schulter, schlanken, sehnigen Beinen, leichtfüssig und gelenkig. Zudem

war er gutmütig und willig – jedes Pferd, das Anzeichen von Reizbarkeit oder Bissigkeit aufwies, war sofort aussortiert worden.

Sollte nun, im Spätsommer 1944, all dies, was Ehlert und seine Vorgänger aufgebaut hatten, zugrunde gehen? Die «Ostpreußische Stutbuchgesellschaft für Warmblutpferde Trakehner Abstammung», der Zusammenschluss der privaten ostpreußischen Züchter, hatte detaillierte Pläne zur Evakuierung erstellt. Fohlen und Jungpferde vor allem sollten auf dem Schienenweg nach Mecklenburg, Pommern und weiter nach Westen transportiert und in die Obhut der dortigen Zuchtverbände gegeben werden. Doch wie Anna von Zitzewitz feststellen musste, als sie eine grosse Zahl ihrer Pferde auf dem pommerischen Gestüt ihres Neffen in Gross-Ganssen und anderswo unterbrachte, führte dies zu Feindseligkeit und Schikanen durch die NSDAP und ihre parteihörigen Bauernorganisationen. Viele Besitzer waren gar nicht in der Lage, ihre Pferde nach Westen zu schicken.

Preußen war in seiner Geschichte wiederholt durch Kriege verwüstet worden, und Trakehnen war 1944 nicht zum ersten Mal in Gefahr. Viermal hatten Menschen und Pferde aus dem Gestüt fliehen müssen. Genau einhundertfünfzig Jahre früher, im Jahr 1794, wurden sie nach Westen evakuiert, als Unruhen im russischen Teil Polens überzugreifen drohten. Zweimal während der Napoleonischen Kriege waren sie geflohen, 1806 in das damals befreundete, von Russland kontrollierte Litauen und 1812 nach Schlesien. In diesen Kriegen kamen insgesamt

180'000 ostpreußische Pferde um, für Züchter und Bauern ein entsetzlicher Verlust.

Doch das lag 130 Jahre weit zurück. Tief in das Gedächtnis der Bewohner von Trakehnen hatte sich der Erste Weltkrieg eingebrannt. Im August 1914, gerade erst dreissig Jahre zurück, waren sie in Panik vor den Russen nach Westen geflohen und mussten nach ihrer Heimkehr, als die Eindringlinge vertrieben waren, feststellen, dass diese zahlreiche Häuser und Ställe zerstört hatten. Erst 1919 waren wieder ausreichend Gebäude aufgebaut oder repariert, so dass alle Pferde zurückkehren konnten. Im Ersten Weltkrieg waren 135'000 ostpreußische Pferde umgekommen – fast sechzig Prozent des Bestandes, unter ihnen 25'000 Zuchtstuten. Die Älteren erinnerten sich noch lebhaft an diese Zeit und sprachen 1944 häufig davon. Besorgt gaben sie ihren Kindern und Enkeln Ratschläge, wie sie sich auf den Treck vorbereiten sollten, und drängten auf einen raschen Aufbruch.

Wenn sie überhaupt fliehen konnten! Denn diesmal war die Situation eine andere. Ein Wahnsinniger in Berlin, ein zweiter in Moskau, beide unterstützt von vielen willfährigen Anhängern, hatten den Krieg zu einer barbarischen Orgie aus Grausamkeit, Versklavung und Vernichtung gemacht. Ob sie an Hitler geglaubt hatten oder nicht, die Menschen waren hilflose Marionetten in diesen irrwitzigen Planspielen, ihr Leben, ihr Wohlergehen, ihr Hab und Gut spielten keine Rolle.

Der «braune Zar» ergreift die Macht am Pregel

Lilia Roth, die Enkelin der Ehlerts, war 1939 im Alter von zehn Jahren zu ihren Grosseltern nach Trakehnen geschickt worden. Dort war sie sicher vor den Bomben der Alliierten, die bald ihre Heimatstadt Ludwigshafen in Trümmer legen und viele tausend Menschen töten würden. Im Vergleich zu den vom Krieg erschütterten westlichen Teilen Deutschlands erschien Ostpreußen, das ausserhalb der Reichweite alliierter Bomber lag, wie ein Hafen der Sicherheit und Ruhe. Lilia ging zunächst auf eine der neun Volksschulen für die Kinder von Trakehnen und fuhr später zusammen mit zwanzig älteren Kindern mit der Eisenbahn in die nahegelegene Stadt Gumbinnen, wo sie das Gymnasium besuchte. Jeden Tag sammelten sie sich um sieben Uhr morgens, dann wurden sie mit dem Pferdewagen zum sechs Kilometer entfernten Bahnhof Trakehnen gebracht – im Sommer war es ein offener Wagen, im strengen Winter ein geschlossenes Fahrzeug, dessen Boden dick mit Stroh ausgelegt war. Da immer mehr Männer von Trakehnen eingezogen worden waren, lenkte oft der junge Reitbursche Helmut Hufenbach den Schulwagen und holte sie auch ab, wenn sie nachmittags zurückkamen.

Lilia kam der Krieg in den ersten Jahren wie vielen Bewohnern Ostpreußens fern und unwirklich vor. Man hörte im Radio von ihm und las die schwülstigen Artikel in den Zeitungen. Männer zogen Uniformen an und marschierten an die Front, erst gegen Polen, dann gegen Norwegen, dann im Westen. Bei jedem Feldzug nahmen die Todesanzeigen mit den Eisernen Kreuzen immer mehr Platz in den Zeitungen ein. Es begann zwar auch hier an vielem zu mangeln, unter anderem an Nahrung, aber weniger als im übrigen Reich. Auf dem Land, vor allem in Trakehnen, das in den meisten Bereichen autark war, nahm das Leben beinahe seinen normalen Lauf. Die meisten Ostpreußen wussten nur, was die von der Partei kontrollierten Medien ihnen mitteilten. Das Hören ausländischer Radiosender war streng verboten. Nur diejenigen, die sich in der Welt auskannten, die wussten, was wirklich vor sich ging und vorausdenken konnten, waren in der Lage zu erkennen, welche Katastrophe ihnen unweigerlich bevorstand. Das waren wenige.

Doch hatte es durchaus Hinweise gegeben. Strassen, die nach Osten zur sowjetischen Grenze führten, wurden asphaltiert. Nahe der Grenze wurden Wachtürme errichtet. Vollbeladene Lastwagen rumpelten am Gut Lenken vorüber in den Nadelwald, in dem die Grenze verlief. Die Nazis vor Ort liessen verlauten, dass es sich um Rüben für das Wild handele, denn der Wald solle in ein Jagdrevier für Reichsmarschall Hermann Göring und andere Nazigrößen umgewandelt werden. Die von Sperbers vermuteten bald, dass es sich bei den «Rüben» um Munition für einen Krieg gegen die Russen handelte. Der

spätere Feldmarschall Erich von Manstein, der das LVI. Panzerkorps führte, wurde mit seinem Stab in Lenken einquartiert. Als man ihn dort auf die angeblichen «Rüben» ansprach, lachte er, versuchte aber nicht zu leugnen, dass es sich um Munition handelte. Dann machte er eine Bemerkung, die denen, die sie hörten, noch lange im Gedächtnis haften sollte: «Es wäre der absolute Wahnsinn, Russland anzugreifen.»

Rastenburg, etwa siebenzig Kilometer von Trakehnen entfernt, war eine Kleinstadt mit einer Burg der Deutschordensritter und einem Landgestüt, das 140 Hengste in der Umgebung zur Zucht einsetzte. Etwa sieben Kilometer weiter östlich lag der dichte Görlitzer Wald, in dem die Bewohner Rastenburgs spazierengingen. Doch im Herbst 1940 war ein Grossteil des Waldes gesperrt worden. Arbeiter fällten Bäume, zogen Gräben, legten Strassen und Gärten an, errichteten Baracken, Holzhäuser und riesige Bunker mit mehreren Meter dicken Mauern, alles angeblich für eine Anlage der Chemischen Werke Askania. In der Nähe wurde ein Flugplatz eingerichtet, die örtliche Eisenbahnlinie für den Zivilverkehr gesperrt, und in die Kasernen der Stadt wurden SS-Einheiten einquartiert. Das Gelände wurde durch einen drei Meter breiten Stacheldrahtverhau, Minen und einen Panzerabwehrgraben gesichert. Es wurde ständig erweitert und mit grünen Tarnnetzen und Flak-Stellungen gegen eine Entdeckung oder einen Angriff aus der Luft geschützt. Lange vor Hitlers Ankunft im Jahre 1941, in Begleitung der obersten Heeres- und Parteiführung, war klar, dass dies kein Chemiewerk war. Es war die «Wolfsschanze», das Führerhauptquartier, von dem aus Hitler, den Überfall auf die

Sowjetunion und die Vernichtung des Kommunismus lenken wollte.

Während Hitler und seine Generäle über ihren Karten brühten, hatte Barbara von Sperber andere Sorgen. Die hübsche, blonde sächsische Aristokratin mit dem Hauswirtschaftsdiplom, das damals bei Töchtern aus guter Familie in Mode war, war mit 23 bereits Herrin des Gutes Lenken. Hans von Sperber, ihr Schwiegervater, war kurz vor ihrer Hochzeit bei einem tragischen Unfall mit einer Pferdekutsche ums Leben gekommen, und sie und ihr Mann, Hans-Erhard, ein Kavallerieoffizier, waren in das Haupthaus umgezogen und hatten das Gestüt und die hochwertige Rinderherde unter ihre Aufsicht genommen. Nun, da ihr Mann mit seinem Regiment im Krieg war, zuerst in Polen, dann in Frankreich, und ihre Familie rasch wuchs, hatte sie allein das Kommando auf Lenken. Das war nicht leicht für sie. Sie war eine Zugezogene, sprach den unverkennbaren sächsischen Dialekt und wusste, obwohl sie Tiere liebte, nichts über Zucht. Rat und Hilfe fand sie bei Martin Heling, dem Leiter des für die Gegend zuständigen Landgestüts Georgenburg. Sie war, wie eine Verwandte später erzählte, ein Naturtalent als Züchterin. Als immer mehr ihrer Leute eingezogen wurden, fand sie in einer ehemaligen Klassenkameradin aus dem Internat, Wilfriede von Hopffgarten, die Erfahrung mit Pferden hatte, eine wertvolle Assistentin.

Hauptabnehmer für Generationen von Sperbers, Zitzewitz' und anderen ostpreußischen Züchtern war schon immer die Armee gewesen. Private Käufer kamen erst an zweiter Stelle. Doch nach dem Ersten Weltkrieg änderte sich dies als

Folge der harten Bedingungen des Versailler Vertrags. Deutschland wurde eine Armee von höchstens einhunderttausend Mann zugebilligt. Die Kavallerie wurde von einhundert Regimentern auf achtzehn reduziert, und die Züchter suchten verzweifelt nach neuen Absatzmärkten. Sie mussten nun werben, damit sie ihre Tiere als Renn-, Spring- und Dressurpferde verkaufen konnten. Sie hielten Auktionen in anderen Teilen des Reichs ab, organisierten Jagden, Hindernisrennen, Ausstellungen, Märkte und andere Veranstaltungen, um Kunden anzulocken – und sie hatten Erfolg. Tausende von Pferden wurden in die ganze Welt exportiert.

Genauso viele blieben aber unverkauft auf den Wiesen. Hervorragende Pferde mussten für die Hälfte oder gar ein Drittel der Summe, die für ihre Zucht und Aufzucht aufgewendet worden war, abgestossen werden. Fünftausend von ihnen gingen in die Sowjetunion, wo sie weiterhin zur Zucht in Staatsgütern gehalten wurden, vor allem in der traditionellen Zuchtregion um Rostow am Don, wo man sie mit englischen Vollblütern kreuzte, um gute Rennpferde zu erhalten. Auch Trakehnen musste sich, was Pferde und Personal betraf, einschränken, und einige Jahre lang war die finanzielle Basis äusserst prekär. Unter dem damaligen Landstallmeister Siegfried Graf von Lehndorff und später unter Ernst Ehlert musste Trakehnen ein kräftigeres, längeres Pferd züchten, das für die Landwirtschaft besser geeignet war als die leichten Kavalleriepferde von früher. Es gelang bestens, indem man schwerere Hengste und Stuten aus eigenen Ställen verwendete, ohne neues Blut von anderen, grösseren Rassen einführen zu müssen.

1934 begann Hitler im Geheimen die deutsche Armee aufzurüsten, 1935 wandte er sich öffentlich gegen den Versailler Vertrag und stockte noch einmal das Militär auf, zunächst auf eine halbe Million Mann. Mit der Aufrüstung änderte sich die Lage der Züchter erneut. Doch inzwischen hatte innerhalb der Wehrmacht, wie auch in anderen Armeen, eine lange und heftige Debatte über die Zukunft von Pferden in den zunehmend mit moderner Technik ausgerüsteten Streitkräften stattgefunden. Diejenigen, die die Zukunft in Panzern und Armeefahrzeugen sahen, lehnten Pferde als nutzlos ab, die Kavallerie dagegen hielt sie für unverzichtbar. Bald zeigte die Erfahrung, dass die Kavalleristen in gewisser Weise Recht behielten – wenn auch anders, als sie sich vorgestellt hatten. Etwa neun von zehn deutschen Divisionen im Osten waren noch nicht vollmotorisiert. Der Bedarf der Wehrmacht an Pferden stieg steil an, im Jahre 1939 besass sie 170 488 Pferde, womit sie der grösste Tierhalter im Reich war, und diese Zahl stieg in den nächsten fünf Jahren auf 1136318. Wieder einmal florierten die Geschäfte der Züchter, und die Preise für Pferde zogen so stark an, dass der Staat regulierend eingreifen musste.

Der wichtigste Tag des Jahres war für Barbara von Sperber der Remontemarkt von Lenken, der gewöhnlich im Mai stattfand. Dann kam die Ankaufkommission der Wehrmacht, um Dreijährige für die Ausbildung in der Armee zu erwerben. Es gab öffentliche Märkte, aber einige wurden auch auf den Gestüten der grossen Privatzüchter abgehalten. Wie andere Züchter auch hatte Barbara von Sperber strikte Anweisungen von der Wehrmacht erhalten.

Ankauf dreijähriger, auch vierjähriger warmblütiger Remonten. Mähne und Schweif sind nicht zu beschneiden, gute Hufpflege erforderlich. An starke, lederne Trensen und gute Halfter mit 2 Stricken wird erinnert. Auf richtige Füllenscheine wird ganz besonders hingewiesen. Es wird ausdrücklich darauf hingewiesen, dass wegen der beschränkten Aufnahmefähigkeit der Remontenämter bis zum Juli nur in beschränktem Umfang gekauft werden kann. Deshalb hat jeder Verkäufer den ihm am nächsten liegenden öffentlichen Remontemarkt aufzusuchen. Für den betreffenden Remontemarkt nicht zuständige Verkäufer werden daher ohne Rücksicht auf die zurückgelegten Entfernungen zurückgewiesen. Es wird davor gewarnt, Remonten durch Strohmänner vorstellen zu lassen. Ferner wird schon jetzt darauf hingewiesen, dass Remonten unter 154 Stockmass nicht gekauft werden.

Die Finanzen der Familie von Sperber hingen in hohem Mass vom Verkauf der Dreijährigen ab. Tage und Wochen vorher übte man mit den jungen Tieren, brachte ihnen bei, stillzustehen und alle Gangarten vorzuführen. Sie wurden gebürstet und gestriegelt, bis sie glänzten, ihre Hufe wurden gereinigt und gepflegt, die Mähnen geflochten und die langen Schweife gekämmt. Die Pferde waren im Hof im Karree angebunden, daneben standen die Tiere anderer Züchter aus der Nachbarschaft, die ebenfalls angeboten wurden. Die Kommission der Wehrmacht wurde von einem «Remontepäsidenten» angeführt, einem besonders qualifizierten, häufig adligen Kavallerieoffizier. Das war kein Snobismus, die Wehrmacht brauchte Offiziere, die sich sowohl mit Pferden als auch mit den Erfordernissen der Armee bestens auskannten. Häufig besetzten Mit-

glieder der ostpreußischen Aristokratie oder Gutsbesitzer, deren Familie seit Generationen in der Kavallerie dienten und selbst Pferde züchteten, diese Stelle. Begleitet wurde dieser Remontepäres von zwei oder drei anderen Offizieren, darunter ein Stabsveterinär, von denen einer den Messstab, ein anderer die Geldkassette trug, sowie den Soldaten, die die Pferde führten.

Ein Tier nach dem anderen wurde hinausgeführt und zeigte die Gangarten. Dann stellte sich ein Reitbursche oder Soldat frontal vor das Pferd und hielt es an beiden Seiten der Trense am Zügel, damit es still stand. Das Pferd wurde vermessen, sorgfältig untersucht und im positiven Fall auf eine Auswahlliste von Pferden gesetzt, die später noch einmal vor der Kommission gehen und traben mussten. Wenn alle gemustert waren, zog sich die Kommission zur Beratung zurück. Schliesslich wurden die Nummern der Pferde verlesen, die angekauft wurden. Von den Besitzern hörte man nun Seufzer der Erleichterung oder verzweifeltes Aufstöhnen – denn abgelehnte Pferde brachten ihren Besitzern andernorts wesentlich weniger Geld ein.

Am Abend nach einem privaten Remontemarkt gaben die Züchter traditionell ein prunkvolles Festessen für die Kommission und andere Gäste, um – im besten Fall – den erfolgreichen Verkauf einer grossen Zahl von Pferden zu feiern. Ein Züchter hatte einmal beabsichtigt, beim Essen Kaviar servieren zu lassen. Doch als die Geschäfte schlecht liefen, ging er in die Küche und rief dem Koch zu: «Kaviar bleibt weg!»

Inzwischen waren die auserwählten Pferde im Fussmarsch oder per Eisenbahn weggebracht worden. Für Barbara von Sperber war der Anblick der scheidenden Tiere immer mit bittersüssen Empfindungen verbunden. Jeder Verkauf war wichtig, aber wenn sie sah, wie die zarten jungen Tiere, die sie so liebevoll aufgezogen hatte, mit den Soldaten verschwanden – wer weiss, welchem Schicksal entgegen – dann brach ihr jedesmal fast das Herz.

Einstweilen jedoch lebten ihre Pferde gewissermassen im Schlaraffenland. Sie wurden zum Remontedepot gebracht, wo sie ein Jahr lang mit vielen anderen zusammen grasen konnten und Spezialfutter erhielten, damit sie in Topform waren, wenn sie den verschiedenen Regimentern zugeteilt wurden. Einige der besten Reitpferde wurden nicht weit weg von Lenken nach Insterburg geschickt und blieben bei der Ersten (Ostpreussischen) Kavallerie-Division; sie bestand aus dem Ersten Preussischen Reiterregiment, wo Barbara von Sperbers Mann Offizier war, einem Zweiten Reiterregiment in Angerburg und unter anderem einer Reitenden Artillerie-Abteilung, ebenfalls in Insterburg stationiert. Dort wurden sie von Peter Elxnat und anderen erfahrenen Reitern eingeritten – sanft im ersten Jahr und intensiver im zweiten, bis sie für Armeezwecke ausgebildet waren.

Elxnat war der letzte Spross einer der ältesten ostpreussischen Familien, die in kleinerem Umfang Trakehner züchteten, und hatte seit seiner Geburt mit Pferden gelebt. Mit achtzehn Jahren, als er militärdienstpflichtig wurde, meldete er sich freiwillig zur Kavallerie und wurde angenommen. Andere hatten dieses Glück nicht, denn es gab viel mehr Bewerber als Stellen.

Vor allem potentielle Offiziere rissen sich um die Kavallerie, weil sie reiten lernen wollten – zum grossen Unmut von General Heinz Guderian, dem späteren Chef des Generalstabs des Heeres, der die neuen Panzertruppen organisierte. «Warum lernen sie nicht Autoschlosser?» murkte er.

Nicht nur die Pferdezüchter waren nach dem Ersten Weltkrieg zur Ader gelassen worden. Ganz Ostpreußen hatte durch den Versailler Vertrag einen schweren wirtschaftlichen und psychologischen Schock erlitten. Geographisch war es jetzt zusammen mit einem Teil Westpreußens vom restlichen Deutschland abgeschnitten, damit Polen, nach 123 Jahren ohne Eigenstaatlichkeit wieder zum unabhängigen Staat geworden, seinen «Korridor» zum Meer erhielt. In ganz Deutschland standen die Landwirte vor grössten Schwierigkeiten, doch im ländlichen Ostpreußen war die Situation noch kritischer. Die radikale Landvolkbewegung, die auch körperlichen Widerstand leistete gegen die Enteignung bankrotter Bauernhöfe, fand in Ostpreußen grossen Zulauf. Einer ihrer Anführer war der begabte Redner und Gutsbesitzer Max Haedige-Medicus. Auch die NSDAP fischte in diesen trüben und ergiebigen Gewässern.

Die tatsächlichen und die eingebildeten Probleme hatten, in Verbindung mit der Inflation, verheerende politische Folgen. Bei den Wahlen von 1928 errang die Deutschnationale Volkspartei mit 31,4 Prozent den grössten Stimmenanteil, während die NSDAP nur auf 0,8 Prozent und damit den geringsten Anteil im gesamten Reich kam. Doch bei den letzten noch halbwegs demokratischen Wahlen von 1933 war der Anteil der

NSDAP auf 56,5 gestiegen, nach Pommern das zweitbeste Ergebnis. Mit der Machtergreifung war das Schicksal von Millionen Menschen besiegelt: Erich Koch, der Gauleiter Ostpreußens, wurde Oberpräsident und praktisch unumschränkter Herrscher der Region.

Von allen Gauleitern Hitlers war Koch vielleicht der widerwärtigste. Der kleine, untersetzte Eisenbahnangestellte aus Wuppertal-Elberfeld hatte eine bewegte Vergangenheit und keinerlei berufliche Qualifikationen für seinen Posten, besaß aber eine enorme Gerissenheit, grosse kriminelle Energie und einen unersättlichen Hunger nach Macht und Besitz. Das hoffte er durch eine fanatische Gefolgschaft Hitlers zu erreichen – er kopierte sogar das schmale Bärtchen. Koch war ein Demagoge, ein Abenteurer und nicht ganz untalentierte, vor allem, wenn es darum ging, Hitlers Gunst zu gewinnen. Er war gewalttätig, brutal, gesetzlos und schamlos korrupt, und als er in Ostpreußen an die Macht gekommen war, fegte er führende Politiker und Funktionäre beiseite und besetzte die Schlüsselpositionen mit seinen Spiessgesellen. So wie Hitler sich mit Leuten umgab, die ihm fanatisch ergeben waren, kontrollierte Koch Ostpreußen durch ein Netz von Parteibonzen, vor allem Kreis- und Ortsgruppenleiter, die ihm blind gehorchten. Sogar die SS hielt er auf Abstand, aus Furcht, sie könnte seine Macht unterminieren.

Viele seiner Gefolgsleute waren zwielichtige Geschöpfe und verurteilte Straftäter. Viele Ostpreußen, die die alte preußische Tugend der Redlichkeit in öffentlichen Ämtern hochschätzten,

waren entsetzt, aber wer sich Koch entgegenstellte, wurde aus dem Weg geräumt. «Wer an mir knabbert, stirbt daran», soll er gesagt haben. Im privaten Rahmen soll er einmal geäußert haben: «Geld liegt überall auf der Strasse, man braucht sich nur zu bücken» – und gebückt hat er sich in der Tat oft genug.

Bei seinem Amtsantritt kündigte er an, er werde nicht im offiziellen Wohnsitz des Oberpräsidenten wohnen, sondern in einer bescheidenen Vier-Zimmer-Wohnung, die ihm auch als Büro dienen werde. Parallel dazu plante er seinen Umzug ins Königsberger Schloss und gab sein Vorhaben erst auf, nachdem man ihn davon überzeugt hatte, dass dies einen schlechten Eindruck machen würde. Dann nötigte er die Stadt Königsberg, ihm eine Vorstadtvilla zu kaufen, die einer jüdischen Familie gehört hatte. Bald gab er sich auch damit nicht mehr zufrieden, forderte und erhielt das weitläufige Gut Gross Friedrichsberg ausserhalb Königsbergs und gab viele Millionen Reichsmark aus öffentlichen Kassen aus, um es auszubauen und mit unerhörtem Luxus auszustatten. Sein verschwenderischer Lebensstil brachte ihm bald den Spitznamen «Herzog Erich» ein. In höchstem Masse zynisch und durchaus gewärtig, dass auch er, wie viele andere vor ihm, eines Tages bei Hitler in Ungnade fallen könnte, soll er seine Frau irgendwann veranlasst haben, einen grossen Teil seines zusammengerafften Vermögens nach Argentinien zu schaffen und dort eine Farm als Unterschlupf für Notzeiten zu kaufen. In Zeiten, wo die Lage für ihn prekär wurde, wartete auf dem nahegelegenen Flugplatz stets ein Flugzeug mit laufendem Motor auf Koch.

1933 stellte er einen «Ostpreußen-Plan zur Wirtschaftsreform» vor, der später «Erich-Koch-Plan» genannt wurde. Dieser umfasste Vorhaben zur Industrialisierung der Region und zur Kollektivierung der Landwirtschaft, was ihn bei den Bauern äusserst unbeliebt machte. Koch riss die Führung des NS-Bauern- und Siedlerbundes an sich und verbot die Landvolkbewegung. Er erklärte in einer öffentlichen Versammlung, der Anführer der Landvolkbewegung, «dieser alte Reaktionär Haedge-Medicus, sollte mit Pech beschmiert und auf dem Marktplatz verbrannt werden». Wutentbrannt und ohne an die Folgen zu denken, forderte Haedge-Medicus Koch zum Pistolenduell. Duelle waren natürlich verboten, aber Haedge-Medicus hatte ohnehin damit sein Todesurteil unterschrieben. Eine solche Rebellion brachte jeden automatisch vor den berüchtigten Volksgerichtshof in Berlin und von da an den Galgen. Doch glücklicherweise hatte sich Haedge-Medicus neben Hermann Göring und Ernst Udet im Ersten Weltkrieg als Flieger ausgezeichnet. Göring verabscheute Koch, den er verächtlich als «Fahrkartenknipser» bezeichnete. Er holte Haedge-Medicus sofort zur Luftwaffe und zwang Koch, eine Ehrenerklärung zu unterzeichnen, die Haedge-Medicus von jedem Fehlverhalten freisprach. Sein Leben war gerettet.

Kochs «Ostpreußen-Plan» brachte wenig zustande. Er führte jedoch zu der Gründung einer «Erich-Koch-Stiftung», die er als Deckmantel benützte, um etwa 150 Firmen mit einem Gesamtwert von 330 Millionen Reichsmark an sich zu reißen. Er erpresste Geld von Juden, bevor er ihren Besitz beschlagnahmte und sie in Vernichtungslager schicken liess. Er veruntreu-

te öffentliche Gelder und Spenden, die die Not in Ostpreußen lindern sollten. Innerhalb weniger Jahre hatte Koch die Mehrheit der Bevölkerung gegen sich aufgebracht, sein Spitzname war jetzt «der braune Zar Ostpreußens».

Nicht nur Göring verabscheute ihn, auch Hitlers mächtiger Propagandaminister Joseph Goebbels, der Reichsführer-SS Heinrich Himmler und die SS selber waren entsetzt. George Ebrecht, SS-Gruppenführer und General-Leutnant der Polizei in Königsberg, schrieb eher zurückhaltend an seinen Vorgesetzten, Obergruppenführer Richard Hildebrandt: «Koch ist ein genialer Strolch... wir brauchen Leute, die mindestens wissen, Gutes und Böses, Recht und Unrecht auseinanderzuhalten. Seine zweifellos vorhandenen grossen Fähigkeiten wirken sich nur negativ aus. Alle Rechtsbegriffe sind völlig auf den Kopf gestellt.» Hildebrandt hatte im Fall Koch keine solchen Skrupel, deutliche Worte zu finden. Er antwortete: «Ein Mann wie Koch gehörte längst möglichst hoch und sichtbar aufgehängt... Ich halte ihn auch nicht für genial. Er ist ein Mann, der mit Gangstermanieren Politik machen will.»

Seltsamerweise liess Koch jedoch eine offenbar ehrliche Neigung zur Religion erkennen. Er war als Protestant aufgewachsen und hatte eine Zeitlang eifrig an Bibelstunden des Christlichen Vereins Junger Männer teilgenommen; nun schützte er die Evangelische Kirche Ostpreußens – unter der Bedingung, dass sie dem Regime loyal gegenüberstand. Er bekleidete, als einziger Gauleiter, hohe Posten innerhalb der Evangelischen Kirche, obwohl er offensichtlich nicht glaubte, dass deren Prinzipien für ihn galten.

Hinter den Kulissen hatten verschiedene Ostpreußen schon lange versucht, Koch loszuwerden. Einer von ihnen war Alexander zu Dohna-Schlobitten, einer der bedeutendsten Grossgrundbesitzer des Landes. 1934 hatte er Reichsmarschall Göring zu einem Jagdwochenende auf seine Ländereien eingeladen, und mehrere wichtige Persönlichkeiten dazugebeten, die ebenso wie er Koch heftig ablehnten. Zu Görings zahlreichen Ämtern gehörte das des preußischen Ministerpräsidenten – später wurde er Innenminister, was ihm grossen Einfluss auf die Polizei und die Beamten verschaffte, er mischte sich überhaupt häufig in ostpreußische Angelegenheiten ein. Als Kriegsheld, der sich im Gegensatz zu den meisten Nazis mühelos auf dem gesellschaftlichen Parkett bewegen konnte, besass er unter der ostpreußischen Oberschicht grösseres Vertrauen als die anderen Repräsentanten des Regimes. Das Wochenende verging, Göring schlief in dem Zimmer, in dem der Kaiser einst übernachtet hatte, hörte sich an, was sein Gastgeber und seine Mitgäste zu sagen hatten, ass viel, schoss drei Rehböcke, fuhr zufrieden wieder ab – aber Koch blieb auf seinem Posten.

Ein Jahr später sah es so aus, als habe das Wochenende seine Wirkung doch nicht verfehlt. Paul Wolff, ein couragierter Königsberger Stadtrat, hatte an Hitler persönlich eine Denkschrift mit einer langen Liste von Kochs Vergehen und Verfehlungen geschickt. Auf Drängen von Göring und Himmler, so munkelte man, ordnete Hitler eine offizielle Untersuchung an, die von einer Kommission unter Leitung Himmlers durchgeführt werden sollte. Während der Dauer dieser Untersuchung liessen

Kochs Gegner heimlich sein Flugzeug überwachen. Sie waren entschlossen, ihn bei einem Fluchtversuch zu erschiessen. Aber Koch floh nicht, wurde für schuldig befunden und in die Kaserne der Leibstandarte Adolf Hitler in Gross-Lichterfelde zur Hinrichtung gebracht. Doch einen Monat später war er wie durch ein Wunder wieder im Amt, unterstützt von offiziellen Verlautbarungen, dass die Anschuldigungen gegen ihn haltlos seien und Hitler das grösste Vertrauen in ihn setze.

Wie kam das? Hitler hielt Koch seit Langem für seinen besten Gauleiter, aber das war vielleicht nicht der Grund. In Ostpreußen ging das Gerücht um, und es wurde weithin geglaubt, dass Koch gedroht hatte, höchst belastendes Material über Hitler und andere hochrangige Nazis zu veröffentlichen, das er gesammelt und im Ausland versteckt habe. Nicht zum letzten Mal war es ihm gelungen, in knapper Not seine Haut zu retten.

Als Koch nach Königsberg zurückkehrte, war Göring gezwungen, eine anderthalbstündige Rede vor allen hochrangigen Amtsträgern und Nazigrössen Ostpreußens zu halten, in der er Koch lobte und alle Anschuldigungen zurückwies. Danach wurde Göring feierlich die Ehrenbürgerschaft der Stadt verliehen. Doch als er und Koch danach auf den Stufen des Rathauses erschienen, um sich von einer jubelnden Menge huldigen zu lassen, schlug ihnen eisiges Schweigen entgegen. Nicht ein Arm hob sich zum Hitlergruss. Die Menschen verharrten regungslos und stumm.

Zurück an seinem Schreibtisch, befahl Koch, der Wolff aus Wut über dessen Denkschrift mit der Faust ins Gesicht ge-

schlagen hatte, die Ermordung des Stadtrats. Dieser Racheversuch war eine einzige Stümperei, die Wolff aufdeckte und verteilte. Er war dennoch jahrelangen Verfolgungen ausgesetzt.

Als die Nazis an der Macht waren, wurden Politik und Regierungsgeschäfte zu einem höchst gefährlichen Terrain, und die Pferdezucht blieb nicht von Intrigen verschont. Auf die Empfehlung eines ehemaligen Studienfreundes hin ernannte der neue Landwirtschaftsminister Richard Walther Darré 1933 den weltbekannten Hippologen Gustav Rau zum Preußischen Oberlandstallmeister, der für alle Fragen der Pferdezucht, der Pferdehaltung und des Pferdesports zuständig war. Doch einige Nazibonzen hatten selbst auf diesen Posten spekuliert. Anscheinend sollte Rau aus dem Weg geschafft werden, denn er wurde beschuldigt, grosse Summen Staatsgelder veruntreut zu haben. Doch drei Untersuchungen, durchgeführt vom Generalstaatsanwalt, dem Ministerium und der Partei, sprachen ihn frei. Sein politisches Überleben scheiterte dann jedoch an seinen Bemühungen darum, die vielen deutschen Zucht-, Reit- und Fahrvereine, die er gegründet hatte und zu der zahllose Pferdebesitzer gehörten, vor der Vereinnahmung durch die SA und die SS zu bewahren. Wenn sie schon ihre Unabhängigkeit verlieren sollten, dann wollte er sie der Wehrmacht angliedern. Er musste zurücktreten.

Darré bat seinen Studienfreund, einen gewissen Dr. Hans Seyffert, zunächst für Rau einzuspringen und später die Aufgabe ganz zu übernehmen. Darré war ein Naziideologe, der Vater des rassistischen «Blut-und-Boden»-Programms, aber er

war auch einer der wenigen nationalsozialistischen Minister, die ihren Zuständigkeitsbereich gut kannten. Seyffert hatte mit Darré zusammen Agrarwissenschaft studiert und war erst im ostpreußischen Marienwerder und dann im schlesischen Leubus Landstallmeister gewesen. Er gehörte nicht zu den renommiertesten Landstallmeistern, brachte aber immerhin die nötigen Qualifikationen mit. Staatliche und private Züchter, die ihn heftig gedrängt hatten, den Posten zu übernehmen, damit nicht irgendein inkompetenter Goldfasan, so nannte der Volksmund hochrangige Nazis, ihn bekam, atmeten erleichtert auf, als er, wenn auch widerstrebend, zustimmte.

Doch damit war die Geschichte noch nicht zu Ende. Darré leitete gleichzeitig das Rasse- und Siedlungshauptamt (RuSHA) der SS, das in den Jahren vor dem Krieg die Aufgabe hatte, potentielle SS-Mitglieder und deren künftige Frauen auf «Rassereinheit» zu überprüfen. Seyffert war im Jahr zuvor der SS beigetreten, arbeitete sich rasch nach oben und wurde in Darrés RuSHA, wahrscheinlich als wissenschaftlicher Berater für genetische Fragen, aufgenommen. Doch sein Interesse galt in erster Linie den Pferden und er stand, während er in den tückischen Gewässern von Berlin navigierte, zweifellos auf der Seite der Züchter und ihrer Pferde.

Zu dieser Zeit traten viele Ostpreußen der NSDAP bei, einige aus Überzeugung, andere in der Hoffnung, Karriere zu machen, oder um ihre Posten zu behalten. Ernst Ehlert war noch vor der Machtergreifung der Nazis zum Landstallmeister berufen worden und versuchte erst 1937 – möglicherweise als Vorsichtsmaßnahme – der Partei beizutreten. Doch sein An-

trag wurde aus unbekanntem Gründen von der Kreisleitung abgelehnt. Allerdings gibt es Hinweise, dass ihm später doch zugestimmt wurde.

Was mit jenen geschah, die nicht auf die Linie des neuen Regimes einschwenkten, zeigte sich auf schmerzhaft Weise an Ehlerts Kollegen Martin Heling, der, obwohl politisch uninteressiert, die Nazis, ihre Ideen und Methoden instinktiv ablehnte und keinen Versuch unternahm, der Partei beizutreten. 1930 war Heling, ein äusserst fähiger Züchter und Verwalter, der sogar schon als zukünftiger Leiter von Trakehnen gehandelt wurde, zum Landstallmeister des weitläufigen und sehr angesehenen, zweihundert Jahre alten traditionsreichen Gestüts von Neustadt an der Dosse nordwestlich von Berlin ernannt worden. Nur zwei Wochen nach den Wahlen von 1933 wurde er bei einem Empfang gefragt, was er von der Rede Görings hielte, die an diesem Tag im Radio gesendet worden war. Um eine direkte Meinungsäußerung zu vermeiden, sagte er, der Radioempfang sei so verzerrt gewesen, dass es geklungen habe, als sei der Sprecher betrunken. Prompt denunzierte ihn sein Assistent und behauptete, Heling habe gesagt «Göring war betrunken». In der Denunziationsschrift hiess es weiter: «Unsere Bauern schlagen diesen Sauhund tot, er muss in Schutzhaft genommen werden.»

Heling wurde während der Ermittlungen vorübergehend suspendiert, erhielt später jedoch seinen Posten wieder, sein Assistent wurde gefeuert. Von da an war er heftigen und nervenaufreibenden Schikanen durch die Partei ausgesetzt, die noch 1933 mit seiner Versetzung auf das kleinere und wesentlich unbedeutendere Landgestüt Rastenburg ihren Höhepunkt

fanden – eine Demütigung, die darauf zielte, ihn zur Kündigung zu bewegen. Klugerweise biss er die Zähne zusammen und hielt durch. Seine Standhaftigkeit wurde 1937 belohnt, als Seyffert ihn nach Georgenburg auf das grösste und angesehenste der ostpreußischen Landgestüte schickte, was von allen als Rehabilitation betrachtet wurde.

Trakehnen, das grösste Gestüt Europas

Lilia hatte von all diesen Ereignissen während ihres Aufenthalts bei den Grosseltern in Trakehnen vermutlich nicht viel mitbekommen, denn zu jener Zeit erzählte man Kindern sehr wenig oder nichts über Politik und die härteren Seiten des Lebens. Der Alltag auf Trakehnen war ohnehin fesselnd genug.

Lilia und ihre Grosseltern lebten im herrschaftlichen Landstallmeisterhaus, auch Schloss genannt, das von einem Türmchen in Form eines Leuchtturms gekrönt war. Die Wetterfahne hatte die Silhouette eines sich aufbäumenden Pferdes. Die Familie wohnte im Erdgeschoss. Gäste wurden aus der Eingangshalle über eine breite Holzterrasse in das Obergeschoss geführt. Dort lagen der Speisesaal und die Wohn- und Gästeräume, aus denen man einen Blick auf die herrliche Parkanlage hinter dem Haus hatte. An den Wänden hingen Gemälde von Trakehnern, die von bekannten Künstlern stammten. Ernst Ehlert und seine Frau Elisabeth folgten in ihrer grossen Gastfreundlichkeit der Tradition der Trakehner Landstallmeister. Manchmal waren sie wohl zu gastfreundlich, und Ehlert hatte bisweilen mehr Gäste eingeladen, als er unterbringen konnte. So hatte er sich angewöhnt, bei Jagden, Auktionen und anderen Gelegenhei-

ten, zu denen sich viele Besucher auf Trakehnen aufhielten, eine genau abgezählte Menge von Trockenerbsen bei sich zu tragen. Immer wenn er einlud, nahm er eine Erbse aus der Hosentasche und liess sie auf den Boden fallen. Wenn keine mehr übrig war, war das ein Zeichen, dass alle Tischplätze belegt waren.

Ehlert, ein warmherziger und freundlicher Mann von Ende Sechzig, war in Trakehnen sehr beliebt und hatte vom Personal den Spitznamen «Väterchen» bekommen. Klein und korpulent, mit Bauch und ergrauendem Schnurrbart, war er sicher nicht der eleganteste Landstallmeister in der Geschichte Trakehnehmens, aber man bewunderte ihn, weil er ausgezeichnet mit Menschen umgehen konnte und ein brillanter Züchter war.

Er und Lilia erlitten einen herben Verlust, als 1943 seine Frau starb.

Trakehnen war das grösste Gestüt Europas, vielleicht sogar der Welt. Denn es erstreckte sich zusammen mit seinen sechzehn Vorwerken über 6'000 Morgen nördlich und vor allem südlich der Reichsstrasse Eins, der Ost-West-Verbindung, die Napoleon ausgebaut hatte, um seine Armeen von Königsberg durch Insterburg, Gumbinnen und über die Grenze nach Russland und Moskau zu führen. Das Gelände erinnerte an einen grossen, gepflegten Park mit Wiesen und Weiden, es war durchsetzt von Wäldchen und Buschwerk, Teichen, Gärten und Gebäuden aus vorwiegend rotem Backstein, durchzogen von Zäunen und von alten Alleen. Und überall grasten die legendären, temperamentvollen Trakehnerpferde; Fohlen tollten

über die Weiden, und zwischen den Pferden stolzierten die schwarzweissen Störche umher.

Wenn es ihr nicht jemand erzählt hat, ist Lilia sicher nicht auf den Gedanken gekommen, dass sie sich in einer der unsichersten Gegenden Europas befand, die schon mehrere Kriege hinter sich hatte, an einem Ort, aus dem die Eltern, Grosseltern und Urgrosseltern der Menschen, die sie kannte, hatten fliehen müssen. Es fiel ihr sicher nicht auf, dass viele Gebäude in Trakehnen erst vor etwa zwanzig Jahren wieder aufgebaut worden waren, nachdem sie im Ersten Weltkrieg von den Russen zerstört worden waren. Denn das «Pferdeparadies», wie das Gestüt gerne genannt wurde, verströmte eine Aura von Ruhe und Zeitlosigkeit. Es war ein Modellbetrieb, der reibungslos und harmonisch funktionierte, in dem jeder Angestellte seinen Platz und seine Aufgabe genau kannte. Man trug keine demonstrative Wohlhabenheit zur Schau – im Gegenteil, das Gestüt wurde mit der traditionellen preußischen Einfachheit und Sparsamkeit geführt. Die Angestellten waren, auch das ein Element der preußischen Tradition, wie einst ihre Väter und Grossväter stolz darauf, hier zu arbeiten und behandelten die staatseigenen Pferde mit einer Sorgfalt und Liebe, als wären sie ihre eigenen. In Deutschland, aber auch in anderen Ländern, sprach man von Trakehnen mit Achtung, ja, sogar schwärmerisch.

Das Hauptgestüt lag in der südöstlichen Ecke des Geländes. Wenn Lilia aus der Eingangstür des Schlosses trat, blickte sie auf eine grosse, gepflegte Rasenfläche mit einer mächtigen, freistehenden Eiche, und davor auf einem Sockel die lebensgrosse Bronzeskulptur des berühmten Hengstes Tempelhüter.

Das Denkmal des bekannten Pferde-Bildhauers Reinhold Kuebart, eines Bruders des Gestütsarchitekten, war 1931, kurz nach dem Dienstantritt ihres Grossvaters, zur Zweihundertjahrfeier der Gründung von Trakehnen enthüllt worden – in Anwesenheit des 28-jährigen Tempelhüter. Es hatte die Statue eines anderen grossen Hauptbeschälers ersetzt, des Fuchses Morgenstrahl, die ebenfalls von Kuebart gearbeitet und von den Russen bei ihrem Rückzug 1914 mitgenommen worden war.

Zu Lilias Rechten lag der Fahrstall, wo glänzend gestriegelte Rappen untergebracht waren. Sie waren die Kutschperde des Landstallmeisters, der sich von einem Kutscher mit blauem Frack und Zylinder fahren liess. Dem Stall gegenüber befand sich die Wagenremise. Ging Lilia die Auffahrt zum Landstallmeisterhaus hinunter, musste sie erst um die Ecke des Schlosses biegen und kam dann durch einen schwarzweissen Torbogen. Der Torbogen, auf dem die Elchschaufel und die Jahreszahl 1732 als Erinnerung an die Gestütsgründung prangten, war ein berühmtes Wahrzeichen von Trakehnen. Ein paar Schritte weiter tat sich vor Lilia der Park mit dem Seerosenteich und in der Ferne die Gärtnerei auf. Wenn sie sich dann nach rechts wandte, hörte sie bald das Wasser der Rodupp, das über grosse und kleine Findlinge rauschte. Die Rodupp, ein ansehnliches Flüsschen, dessen Steilufer von Gärten und überhängenden Bäumen gesäumt waren, führte mitten durch das Hauptgestüt. An der Brücke befand sich eine Schleuse zur Regulierung der Wasserzufuhr, vielleicht ein Überbleibsel aus der Zeit, als die Sümpfe trockengelegt wurden. Einige Kilometer weiter mündete der kleine Fluss in die Pissa.

Am Karpfenteich vorbei gelangte Lilia zum Dreieck, dem geographischen Mittelpunkt des Hauptgestüts. Hier kreuzten sich drei Wege. Direkt vor ihr erhob sich eine weitere alte Eiche, vielleicht älter als ganz Trakehnen, knorrig und mit etwas schütterem Blätterdach. Zur Linken lag das Hotel Elch, über dessen Wintergarten, in dem der Speisesaal lag, sich wilder Wein rankte. Hier herrschte häufig Hochbetrieb, wenn Reiter, Züchter, Besucher aus dem Ausland, Mitglieder der High Society, Offiziere und viele andere Gäste während der zweimal wöchentlich stattfindenden Jagden, der halbjährlichen Auktionen und anderer gesellschaftlicher Anlässe dort abstiegen. Weiter zur Linken standen an der Strasse zum Bahnhof von Trakehnen die Apotheke, eine Schule und eine weitere Eiche, unter der morgens der Schulwagen wartete, um Lilia und die anderen älteren Kinder zum Bahnhof zu fahren.

Wenn sie dagegen vom Dreieck aus nach rechts ging, kam sie am Haus des Gestütarchitekten, der Post und der Schmiede vorbei. Rechts von ihr standen der gigantische Futterspeicher, daneben die Mühle. An sie schloss sich ein dem Handwerk reservierter Bereich an – Schlosserei, Tischlerei, Sägewerk, Monteurswerkstatt, eine Scheune und Ställe für die 250 Zugochsen und die 450 Ackerpferde, die meisten Trakehner Abstammung, die auf dem Feld arbeiteten. Denn nahezu die Hälfte des Gestütareals wurde landwirtschaftlich genutzt, um die 1'100 Pferde und die Bewohner zu ernähren. Das Gestüt war wirtschaftlich autark, die Arbeiter bekamen gemäss der alten, ländlich-ostpreußischen Tradition einen Gutteil ihres Lohns in Naturalien, und zwar nicht nur in Lebensmitteln, son-

dern auch als Feuerholz, Hühner, Schweine und gelegentlich sogar eine Kuh. Auch die Unterkunft wurde gestellt. In Trakehnen wohnten die Gestütangestellten gewöhnlich dicht bei, teilweise direkt über den Pferden, für die sie sorgten, oder den Werkbänken und Schreibtischen, an denen sie arbeiteten.

Wenn sie dem Speicher den Rücken zukehrte, blickte Lilia auf eine sauber geharkte Allee, die beiderseits von Gärten, Fusswegen und prächtigen Bäumen eingefasst war. An ihrem Ende stand ein niedriges, weisses, mit Efeu bewachsenes, etwa einhundert Meter langes Gebäude, das gut und gerne ein weiteres Schloss hätte sein können. Und der Eindruck trog nicht, denn dies war das Zuhause der berühmten Hauptbeschäler von Trakehnen, unter ihnen Pythagoras, Termit, Cornut, Polarstern, Hyperion, Hellespont und Hirtensang.

Diese wunderbaren Hengste wurden wie königliche Hoheiten behandelt. In den grosszügigen Stallboxen waren sie nur im Winter untergebracht. Im Sommer hatte jeder seinen eigenen Paddock, ein von Efeu umranktes «Sommerhäuschen», das als Schutz gegen Regen oder Sonne auf einem weitläufigen, von Kiefern abgeschirmten Auslauf stand, wo das Pferd nach Lust und Laune galoppieren und sich nach den Anstrengungen der Deckzeit entspannen konnte. Zur Linken des Hauptbeschälerstalls lag der Paddock, auf dem Tempelhüter viele Jahre verbracht hatte. Diese zwanzig Koppeln bildeten einen grossen Teil des Hauptgestüts und stellten ein Privileg dar, das den Status der Deckhengste im gesamten Zuchtssystem verdeutlichte. Sie waren jedoch auch eine Notwendigkeit: Die Hengste konnten nicht zusammen mit den Stuten unterge-

bracht werden, und hätte man sie gemeinsam gehalten, hätten sie miteinander gekämpft und sich verletzt. Ihre Paddocks waren von Doppelzäunen umgeben, so dass keiner der Hengste seinem Rivalen zu nahe kommen konnte.

In dem verwöhnten Dasein der Hengste – für die Stuten galt das nicht – spiegelte sich das Zuchtsystem. Die Züchter wussten, dass die Gene der Mutterstuten die Qualität ihrer Nachkommen ebenso und vermutlich mehr bestimmten als die der Hengste. Doch ein Zuchthengst konnte Dutzende, ja, Hunderte von Stuten decken, wogegen eine Stute nur ein Fohlen pro Jahr zur Welt bringen konnte, deshalb waren die Gene des Hengstes quantitativ wichtiger für die Zucht. Es waren die Deckhengste, deren Zucht sich Trakehnen verschrieben hatte. Das betraf nicht nur die Hengste für das Hauptgestüt, sondern auch diejenigen, die auf die vier ostpreußischen Landgestüte für die Stuten der Bauern und der Privatzüchter geschickt wurden und damit verantwortlich waren für die allgemein steigende Güte der Rassepferde Ostpreußens. Aus diesem Grund waren die Hauptbeschäler die Stars von Trakehnen, und die Körungen, oder die Selektion der besten Junghengste für die Zucht, und ihre Verteilung auf den vier Landgestüten waren bedeutende Ereignisse im Terminkalender von Trakehnen.

Die aktive Zeit der Deckhengste begann dann, wenn sie von Ernst Ehlert und anderen Experten ausgewählt oder von Privatzüchtern gekauft und in die Hengstprüfungsanstalt in Zwion, acht Kilometer westlich von Georgenburg, geschickt wurden. Zunächst wurden sie angeritten und eingefahren und erhielten im Gelände ein intensives Ausdauertraining. Das en-

dete mit einer dreitägigen Geländeprüfung, doch nicht diese entschied über ihre Zukunft. Während des Trainings hatten die Experten Rittigkeit, Gangvermögen, Arbeitswilligkeit, Gesundheit und Leichtfuttrigkeit der jungen Hengste zu beurteilen. Das einjährige Auswahlverfahren diente weniger dazu, die besten auszusuchen, als diejenigen auszuschliessen, die sich auf die eine oder andere Weise nicht qualifizierten. Ungefähr zehn Prozent scheiterten, wurden kastriert und als Reitpferde verkauft.

Doch durch einen Erfolg in Zwion wurde ein Pferd noch kein Star. Das geschah erst allmählich und mit Blick auf seine Nachkommen. Denn ein überragender Hauptbeschäler musste ein guter «Vererber» sein, also seine hervorragenden Eigenschaften an seine vielen Töchter und Söhne weitergeben können. Der herausragende Vererber der späten dreissiger Jahre war der dunkelbraune Pythagoras, ein Sohn von Dampfross und ein Enkel Tempelhüters. Sehr wertvoll waren ausserdem zwei Fuchse: Hyperion, auch ein Sohn von Dampfross und sein Sohn Termit, dessen Mutter eine Tochter von Tempelhüter war. Ebenso wertvoll waren der wunderschöne Schimmel Fetysz, und Pilger, ein Enkelkind von Tempelhüter.

Über dem Hauptbeschälerstall befand sich ein kleines Museum, in dem die Besucher unter anderem die Skelette von Perfectionist, des grossen englischen Vollbluts, und der Stute Teichrose betrachten konnten, die Eltern Tempelhüters. Hinter dem Hauptbeschälerstall war die Deckstation, in gewisser Weise der Mittelpunkt des Gestüts, wo jeder Zuchthengst unter genauer, sachkundiger Aufsicht mit Stuten gepaart wurde,

die auf der Grundlage ihrer Genealogie und ihrer Eigenschaften sorgfältig ausgewählt worden waren.

Die Stallungen für die Stuten lagen nicht weit entfernt am Ende einer weiteren Allee. Die Pferde in Trakehnen waren in fünf Herden unterteilt, Rappen, Braune, Fuchse und zwei Herden von gemischten Farben, unter anderem Schimmel. Eine dieser beiden Herden bestand aus leichteren Pferden, die andere aus schwereren Wagenpferden. Die Fuchsherde, die zwei Olympiasieger hervorgebracht hatte, war im Hauptgestüt untergebracht, die anderen waren auf den Vorwerken verteilt. Parallel zum Stutenstall, auf der anderen Seite des Hofes, war der Abfohlstall, in dem die Fohlen geboren wurden. Er diente auch als Klinik für kranke oder verletzte Pferde; hinter ihm befand sich ein kleiner Bewegungsgarten, auf dem sich Pferde nach einer Krankheit erholen konnten.

Auch die Stuten mussten sich harten Prüfungen unterziehen. Die Mehrheit der ostpreußischen Stuten gehörte Bauern und musste nicht nur Fohlen werfen, sondern auch regelmässig arbeiten. In den Jahren vor dem Krieg hatte die Stutbuchgesellschaft strenge Prüfungen entwickelt, bei denen die Stuten vier Stunden lang zweispännig einen Pflug ziehen mussten, wobei jedes Tier 120 Kilogramm zog. Dann folgten 25 Kilometer auf harten Strassen, bei denen sie mit mindestens elf Kilometer pro Stunde eine Last von 25 Zentner zogen, und dann noch eine dreissigminütige Reitprüfung, bei der sie zwei Kilometer in einer Höchstzeit von zwei Minuten und 30 Sekunden im Schritt gehen, traben und galoppieren mussten. Diese Prüfungen wa-

ren weit anspruchsvoller als alles, was ihnen bei ihrer täglichen Arbeit abverlangt wurde, aber sie trugen dazu bei, die stärksten Zuchtstuten zu finden. Die Zuchtexterten konnten nicht ahnen, dass diese angezüchtete Stärke und Ausdauer in nächster Zukunft bis an die Grenzen des Möglichen getestet werden sollten.

Wenn Lilia am Stutenstall vorüber nach links ging, an mehreren Paddocks der Hauptbeschäler vorbeispazierte und dann noch einmal nach links abbog, stiess sie auf einen anderen wichtigen Gebäudekomplex, auch er aus rotem Backstein wie die meisten neogotischen Gebäude in Trakehnen. Zuerst kam der Auktionsstall, in dem dreijährige Trakehner, die man nicht für die Zucht brauchte, gehalten wurden, bis sie bei öffentlichen Auktionen verkauft wurden. Die Tatsache, dass sie nicht als Zuchtperde dienten, bedeutete beileibe nicht, dass sie von minderer Qualität waren – sie waren sogar sehr gefragt, vor allem als Reitperde. Nicht weit davon entfernt lag der Stall der Jährlinge. Im rechten Winkel zum Auktionsstall erstreckte sich der gewaltige, überdachte Reitstall und dahinter der 150 Meter lange, niedrige Jagdstall, auch Boxenstall genannt. Hier konnte man, wie in allen anderen Ställen, über der Schiebetür einer jeden Box auf einer verzierten Plakette den Namen der Pferdes lesen, gefolgt von den Namen seiner Eltern. Und hier wurden in den Sommermonaten die dreijährigen Stuten und Wallache zu Reit- und Turnierperden ausgebildet, bevor sie auf Auktionen verkauft wurden.

Im Jagdstall standen auch die Pferde für die weltbekannten Trakehner Reitjagden, die zurückgingen auf Landstallmeister Burchard von Oettingen, der zu Beginn des Jahrhunderts auf

eigene Kosten eine Jagdmeute angeschafft hatte. Er beabsichtigte, die Trakehner den härtesten Tests zu unterziehen und ihre bemerkenswerten Fähigkeiten zu entwickeln und vorzuführen. Das Gelände war ideal: Über 350 feste Hindernisse lagen über ein Gebiet von 24'000 Morgen herrlicher Landschaft mit Wiesen, Weiden und Feldern verstreut, so dass sich die Strecke fast unendlich variieren liess. Es gab tiefe und breite Gräben, Mauern, Zäune und schwierige Kombinationen. Die Hengste aus der Zwioner Hengstprüfungsanstalt wurden auf diesem Parcours geprüft. Noch schwieriger als die Jagden waren die Geländेरitte in Trakehnen, zu denen nur ausgewählte Pferde zugelassen waren. Das wichtigste war das «Von-der-Goltz-Querfeldeinrennen» über 6'200 Meter, das nach dem Pardubitzer Steeplechase in der Tschechoslowakei als das zweitschwerste Hindernisrennen der Welt galt. Es überrascht kaum, dass Trakehner das Rennen in Pardubitz zwischen den Kriegen neunmal gewonnen hatten.

Die Jagden lockten viele grossartige Reiter von nah und fern an, dazu potentielle Pferdekäufer, Offiziere der in der Nähe stationierten Regimenter, auch Snobs und Stars, hohe Politiker und Militärs. Einmal tauchte Feldmarschall Wilhelm Keitel mit einem Schwarm junger Damen auf. Sogar Hitler war schon in der Reithalle gesehen worden. Einige Besucher traten arrogant und eingebildet auf und hielten sich für erstklassige Reiter. Diejenigen, deren reiterisches Können man anzweifelte, erhielten ältere, ruhigere Pferde wie den Rappen Tribut, doch trotzdem landeten viele bereits nach dem ersten Hindernis sanft auf dem Boden. Das Gestütspersonal aus Trakehnen, das

um Längen besser ritt als die Gäste, hatte oftmals Mühe, seine Belustigung darüber zu verbergen.

Vor dem Jagdstall befand sich eine offene Rennbahn, in deren Mitte ein kleiner, geschmückter Pavillon im Stil eines Sommerhauses stand, der einst als Beratungsraum für die Jury bei den Hengstkörungen gedient hatte, wo unter den besten Hengsten diejenigen ausgesucht wurden, die Landoder Hauptbeschäler werden sollten. Dem Jagdstall gegenüber, gleich hinter der Wagenremise des Landstallmeisters – inzwischen war Lilia nach ihrem Rundgang fast wieder am Ausgangspunkt angelangt – sah sie die Hundezwinger in einem von einer hohen Steinmauer umgebenen Hof. Seitlich ragte ein kleiner Turm auf, von dem aus der Huntsman, so wurde in Trakehnen der für die Jagdhunde zuständige Gestütwärter bezeichnet, seine Meute im Blick behalten konnte. Ein Stück vom Auktionsstall entfernt, durch den penetranten Geruch nicht zu verfehlen, war der Stall für die Füchse. Die Füchse selbst wurden nicht gejagt. Ein mit ihrer Jauche getränkter Schwamm, der über den Boden geschleift wurde, legte über Wiesen, Hecken, Gräben und Bäche die Duftspur, der die Hundemeute folgen sollte. Die Strecken wurden im Verlauf der Jagdsaison immer schwieriger, denn auch Jagdhunde, Pferde und Reiter wurden schneller und geschickter.

Der Jagdstall war die Domäne des Obersattelmeisters Kiaulehn, einer der höchsten Beamten in Trakehnen. Der kräftige, knorrige Kiaulehn mit beginnender Glatze und Brille war in Trakehnen ein hochgeachteter und sehr mächtiger Mann. Ihm unterstanden die Pferde in dem riesigen Jagdstall und im Auktionsstall, und er war verantwortlich für die vierzig bis

fünfzig Reitburschen, denen er, zweifellos ein Erbe seiner zwölf Armeejahre, eine strenge, aber gerechte und wohlwollende Disziplin abverlangte. Doch die Achtung oder Furcht, die ihm in Trakehnen entgegengebracht wurde, hatte auch politische Gründe, denn er war der NS-Ortsgruppenleiter auf dem Gestüt und im Dorf und Bürgermeister des Dorfs. Er war jedoch kein fanatischer Nazi, sondern ein tüchtiger, loyaler, solider Pferdemann, und Ehlert hatte wohl ihn gebeten, diesen politischen Posten anzunehmen, damit ihnen nicht irgendein Nazi von aussen aufgezwungen wurde.

Gegenüber von Kiaulehns Jagdstall, über dem auch seine Wohnung lag, auf der anderen Seite der Laufbahn, stand das Reitburschenhaus. Otto Fiege und Helmut Hufenbach hatten sich wie viele andere Jungen aus der Region nichts sehnlicher gewünscht, als in Trakehnen lernen zu dürfen. Im Alter von vierzehn Jahren hatten sie die achtjährige Schulpflicht und die Konfirmation in der Kirche hinter sich gebracht und wurden, sauber geschrubbt und gekämmt, zum Vorstellungsgespräch zu Obersattelmeister Kiaulehn geschickt. Vor dem Krieg hatten praktisch nur die Söhne von Gestütwärtern und anderen Mitarbeitern Chancen auf einer Stelle als Reitbursche gehabt, doch jetzt waren alle jungen Männer über achtzehn bei der Wehrmacht und das Gestüt nahm auch Jungen wie Fiege und Hufenbach, die aus etwas weiter entfernt liegenden Dörfern stammten. Erfahrung mit Pferden und Reitkenntnisse waren jedoch ein grosser Vorteil. Hufenbach war mit den Pferden seines Vaters und Grossvaters aufgewachsen und wurde gleich akzeptiert. Die erfolgreichen Kandidaten wurden mit ihrem

Bettzeug und ein paar anderen Habseligkeiten ins Reitbur-schenhaus geschickt und fingen am unteren Ende einer quasi militärischen Hierarchie an, die nach drei Jahren mit einer Prü-fung und der Beförderung zum Gestütwärter endete. Unter nor-malen Umständen wurden sie nach zwölf Jahren eines kontinu-ierlichen Aufstiegs durch verschiedene Dienstgrade verbeam-tet, mit allen Sicherheiten und Privilegien, die diese mit sich brachten. Doch keiner von ihnen vergass, dass sie alle mit acht-zehn in den Krieg ziehen würden und nur der Himmel wusste, ob sie je zurückkehrten.

Vorläufig jedoch steckte man sie unters Dach in die Schlaf-kammer für die Neuen, in der etwa ein Dutzend Jungen auf Holzpritschen und Strohsäcken schliefen. Die Jüngsten schliefen am weitesten vom Ofen entfernt und rückten ihm allmäh-lich näher, später wurden sie in ein besser eingerichtetes Zim-mer verlegt, und nach zwei Jahren schliefen sie auf richtigen Matratzen und als Älteste sogar neben dem Ofen. In den Ställen herrschte dieselbe Hierarchie: Die Neuankömmlinge verrichte-ten die niedrigsten Arbeiten wie das Aufsammeln der Pferde-äpfel, damit die Fohlen sie nicht frassen.

Mit dem Läuten der Glocke um sechs Uhr morgens begann ihr Tag. Im Winter ging das Licht in den kalten Ställen an, wäh-rend die Jungen die Steintreppen hinunterstolperten und zu den Boxen liefen. Jedem von ihnen waren zwei Pferde zugeteilt. Sie brachten ihren Schützlingen Hafer, Heu und Wasser in Eimern von der Pumpe. Dann rannten sie wieder nach oben, wu-schen sich, zogen ihre grau-grüne Arbeitsuniform mit Stehkra-

gen, Mütze und Stiefeln an und frühstückten selbst. Dann ging es wieder nach unten und in den Sattel, um die jungen Pferde, die verkauft werden sollten, zuzureiten, einzufahren und einzuspringen. Neben dem viermaligen Füttern, dem Reiten und anderen Aufgaben mussten sie ausmisten, striegeln, das Geschirr reinigen und die sandigen Wege sorgfältig zu Mustern harken, damit sie fast wie Teppiche aussahen. Sie mussten lernen, sanft und routiniert mit temperamentvollen, scheuenden Pferden umzugehen – und wehe dem Reitburschen, der ein Pferd schlug! Sie mussten Namen und Stammbäume aller Pferde im Gestüt kennen. Unbeliebt war die Nachtwache bei den Ställen; jede Nacht musste ein Junge Wache halten, falls ein Pferd krank wurde oder ein Unfall geschah, woraufhin er den Obersattelmeister aus seiner Wohnung zu holen hatte.

Es gab mache Herausforderung für die angehenden Reitburschen, wie den Tag, an dem die etwa vier Monate alten Fohlen von ihren Müttern getrennt und zu ihren eigenen Ställen und Weiden gebracht werden sollten. Es war eine schwierige Aufgabe, denn die Mütter wieherten und schlugen empört aus und die Fohlen wimmerten erbärmlich. Dann mussten sie jedes Fohlen an seinen Merkmalen erkennen lernen, genau wissen, wer Mutter und Vater waren – die Fohlen hatten in den ersten Jahren keinen eigenen Namen –, und Sorge tragen, dass jedes Fohlen in seinen eigenen Stall kam. Da es jedes Jahr um die hundert Fohlen gab, war das keine leichte Aufgabe und in der Mittagszeit, als die Fohlen in die Ställe gebracht werden sollten, passierte es oft, dass die Reitburschen in den Ställen auf dem Boden lagen und so lange auf die Holztafeln starrten, auf

denen die Elternnamen verzeichnet waren, bis sie endlich gelernt hatten, welches Tier wo hingehörte.

Eine weitere Herausforderung war der Tag, an dem die jungen Pferde etwa drei Jahre alt waren und von den Vorwerken, wo sie gespielt und gegrast hatten, in den Reitstall gebracht wurden, um angeritten zu werden und den Ernst des Pferdelebens kennenzulernen. Sie scheuten, bäumten sich auf und versuchten sich loszureissen, und in ihren neuen Boxen traten sie um sich und wieherten panisch. Am Morgen darauf gingen in jede Box zwei schlaftrunkene Reitburschen, sattelten die Pferde und zogen die wild Protestierenden nach draussen zur Reitbahn, wo sie losgelassen und herumgetrieben wurden, bis sie müde waren. Dann wurde der Leichtere der Reitburschen in den Sattel gehievt. Er musste versuchen, oben zu bleiben, während der zweite Junge sich an den Leitzügel klammerte.

Dutzende von Teenagern zu bändigen war keine leichte Aufgabe, und Kiaulehn hatte sich ein ganzes Repertoire an Strafen zurechtgelegt. Eine häufige Strafe war die Nachtwache in den Ställen. Jungen, die die Treffen der Hitlerjugend schwänzten, knieten an ihrem einzigen freien Nachmittag mit Hufkratzern auf der Strasse zwischen dem Reitburschenhaus und dem Verwaltungsgebäude und schabten das Unkraut aus den Ritzen zwischen den Pflastersteinen. Als eines Tages alle Äpfel vom Apfelbaum im Garten des Hotels Elch verschwunden waren, wurde die Durchsuchung der Schränke der Jungen angeordnet, und natürlich rollten Äpfel zuhauf über den Fussboden. So bot sich den Bewohnern von Trakehnen ein seltener

Anblick: eine Prozession von siebzehn Reitburschen mit Säcken voller Äpfel, vorneweg der berittene Ortpolizist, hinterdrein Kiaulehn, alle auf dem Weg durch das Dorf zur Polizeiwache.

Kiaulehn war bei seinen Schützlingen nicht sehr beliebt. Doch einmal konnten sie sich immerhin rächen. Als sie eines Tages mit Kiaulehn auf seinem prachtvollen Schimmel Ponza an der Spitze um die drei Kilometer lange Trakehner Sandbahn herumritten, liessen sich die Jungen allmählich zurückfallen, bis sie auf ein Signal hin plötzlich ihren Pferden die Sporen gaben und auf den Schimmel zueilten. Erschrocken ging Ponza durch, und Kiaulehn landete in einer Staubwolke auf der Erde.

Angesichts der Grösse Trakehnens musste Ernst Ehlert weite Strecken zurücklegen, um die Übersicht über seinen weitläufigen Betrieb zu behalten. Lilia begleitete ihren Grossvater mit Begeisterung auf seinen Rundfahrten. Wenn die Kutsche des Landstallmeisters vor einem Stall oder Vorwerk vorfuhr, nahm der zuständige Gestütbeamte Haltung an, erstattete Bericht und half Ehlert aus der Kutsche. Lilia musste bleiben, wo sie war, um – wie sie argwöhnte – die Gespräche mit ihren vielen Fragen nicht zu stören. Wenn ihr Grossvater wieder in die Kutsche stieg, konnte sie an seiner Miene ablesen, ob alles in Ordnung war oder ob es Probleme gab.

Zehn Vorwerke gruppierten sich im Halbkreis um Trakehnen, und vier weitere lagen noch weiter nördlich jenseits der Hauptstrasse und der Bahnlinie. Im Westen, am Ende einer fünfzehn Kilometer langen, mit Eichen bestandenen Allee, lag Mattischkehmen. Weil das Gras dort besonders gut war, wur-

den besonders vielversprechende junge Hengste dorthin geschickt. Im Vorwerk Gurdzen befanden sich die Rappstuten mit ihren Fohlen. Sie waren etwas schwerer als die anderen und mit ihrem glänzenden schwarzen Fell vielleicht die schönsten Trakehner überhaupt. Womöglich hat Ehlert Lilia die Geschichte erzählt, wie die Schönheit der Rappen einmal Trakehnen gerettet haben soll: Es geschah während des Siebenjährigen Krieges, als Ostpreußen vorübergehend von Russland besetzt war. Als Vorsichtsmaßnahme hatte Oberpräsident von Domhardt die Zuchthengste und die wertvollsten Stuten nach Berlin und anderswo verschickt und ihre Pfleger instruiert, sie wie ihre eigenen Pferde zu behandeln, denn in jener Zeit respektierten russische Soldaten Privateigentum. Doch als der russische Befehlshaber General Nikolaus von Korff sich für das Gestüt zu interessieren begann, befürchtete von Domhardt, dass seine kostbaren Pferde in Russland landen würden. So trat er die Flucht nach vorn an und lud den General als Gast nach Trakehnen ins Landstallmeisterhaus ein. Es folgte ein feuchtfröhlicher Abend, man war bester Laune und erzählte sich Reitergeschichten. Am nächsten Tag liess von Domhardt vor der geplanten Besichtigung des Gestüts eine Zahl Rappen vor dem Schloss vorüberziehen. Wie erhofft, verfiel der General in ein solches Entzücken über die wunderschönen Tiere, dass von Domhardt sie ihm sofort zum Geschenk machte. Der Russe war so angetan, dass die Besichtigung und andere eventuelle Absichten vergessen waren. Er zog glücklich von dannen, und die übrigen Trakehner, vor allem die unbezahlbaren Zuchthengste, waren gerettet.

Im Vorwerk Kalpakin war die «braune Herde» untergebracht, viele der Tiere waren dunkelbraun und sahen mit ihren schwarzbraunen Beinen, Mähnen und Schweifen sehr elegant aus. Hier befanden sich viele Nachkommen von Perfectionist und Tempelhüter. Die ersten Pferde, die ein Besucher auf dem Weg zum Hauptgestüt erblickte, gehörten zur gemischten Herde von Bajohrgallen, deren Weideland sich längs der Strasse vom Bahnhof nach Trakehnen erstreckte. «Gemischt» bedeutete nicht zweitklassig, denn zu dieser Herde zählten einige der besten Pferde von allen, unter anderem reinrassige Vollblüter und Araber. Besonders augenfällig aber waren die Schimmel – dies war die Herde des international bekannten Schimmelhengstes Cancara. Ein anderer bekannter Schimmel war der schöne Fetysz, ein Vollblutaraber, der aus Polen kam und anmutig war wie ein Einhorn. Fetysz vererbte sein weisses Deckhaar an viele seiner Nachkommen, was bei weissen Zuchthengsten nicht oft der Fall ist. Als Lilia 1939 nach Trakehnen kam, waren in dieser Herde gerade drei Stutfohlen zur Welt gekommen, die für die Zukunft der Zucht in den folgenden Jahren eine entscheidende Rolle spielen würden. Zwei von ihnen, Donna und Kokette, waren Töchter von Cancara, die dritte hiess Kassette.

Wer Wind sät...

Mitte Juni 1941 verliessen Hitler und sein Stab Berlin und schlugen ihr östliches Hauptquartier in der stark befestigten «Wolfsschanze» auf. Die Eroberung des Ostens sollte beginnen. Und am 22. Juni um drei Uhr dreissig in der Früh brach die Hölle los. Flugzeuge dröhnten und kreischten, Bomben detonierten. Eine Splitterbombe explodierte nahe bei Lenken, andere töteten Hengste im Remontedepot bei Ragnit. Soldaten marschierten über die Grenze Richtung Osten. Dutzende von Wehrmachtspferden, die auf Gut Sabloczyn nahe der polnischen Grenze in Ställe, Scheunen und alle verfügbaren Gebäude gezwängt worden waren, verschwanden plötzlich mit den Soldaten. Die Vorwerke von Trakehnen erzitterten unter dem Gedröhn der Panzer und Militärfahrzeuge, die nach Russland hineinrollten – auf den Tag genau 129 Jahre nach dem Beginn von Napoleons fatalem Feldzug nach Moskau.

Hitlers Einmarsch in die Sowjetunion hatte begonnen. Johanna Sasse, die Gutsherrin von Sabloczyn, hatte «Krieg und Frieden» von Tolstoj gelesen und erkannte die Sinnlosigkeit eines jeden Versuchs, Russland zu erobern. Sie wusste von diesem Moment an, dass ihre Heimat zum Untergang verurteilt war.

Hitler glaubte, die Wehrmacht würde das Werk, das der Deutsche Orden vor sechshundert Jahren begonnen hatte, nun vollenden. In einem zehnwöchigen Feldzug sollte sie die Rote Armee hinter den Ural zurücktreiben, eine Verteidigungslinie von Archangelsk bis an die Wolga errichten und «Lebensraum» für das deutsche Volk schaffen. Dies sollte ein wichtiger Teil seines zukünftigen, ganz Europa umfassenden Reichs sein, das von der germanischen Herrenrasse beherrscht werden würde. Die Deutschen würden die reichen Bodenschätze in Besitz nehmen – Kohle, Eisenerz, die Wälder und riesigen Weizenfelder der Ukraine. «Bei unserer Besiedelung des russischen Raumes soll der ‚Reichsbauer‘ in hervorragend schönen Siedlungen hausen», prahlte Hitler einmal im Verlauf eines privaten Gesprächs. «Die deutschen Stellen und Behörden sollen wunderbare Gebäulichkeiten haben, die Gouverneure Paläste. Um die Dienststellen herum baut sich an, was der Aufrechterhaltung des Lebens dient. Um die Städte wird auf dreissig bis vierzig Kilometer ein Ring gelegt von schönen Dörfern, durch die besten Strassen verbunden.» Das Schicksal der einheimischen Bevölkerung spielte dabei keine Rolle. Slawen, erklärte Hitler, seien Untermenschen, die kein Recht auf Leben besäßen – es sei denn als Sklaven der Herrenrasse. Bürokraten in Berlin hatten ausgerechnet, wie viele Millionen Russen, Weissrussen, Ukrainer und andere als Ergebnis dieses Vorgehens verhungern würden. Niemand betrachtete das als Hinderungsgrund.

Der Krieg im Osten sollte ganz anders geführt werden als der im Westen, der, von einigen schrecklichen Ausnahmen abgesehen, mehr oder weniger nach international geltendem

Kriegsrecht geführt wurde. Für den Ostfeldzug hatte Hitler seine Soldaten von aller Notwendigkeit zur Rücksichtnahme auf das internationale Recht befreit. Für Kriegsverbrechen würde man Entschuldigungen finden. Kommunistische Politkommissare seien zu liquidieren. Der Krieg gegen Russland, erklärte Hitler seinen Generälen, könne nicht ritterlich geführt werden. Es handele sich um einen Kampf der Weltanschauungen und rassistischen Gegensätze, und er sei daher mit nie dagewesener, erbarmungsloser Härte zu führen. Alle Offiziere würden sich überlebter Anschauungen entledigen müssen. Er wisse, dass die Notwendigkeit einer solchen Kriegsführung nicht jedem General einsichtig sei, aber er bestehe auf widerspruchsloser Durchführung seiner Befehle.

Drei Millionen deutsche Soldaten drangen von Ostpreußen bis Rumänien auf breiter Front in die Sowjetunion ein. Mit sich führten sie 3'350 Panzer, 500 Flugzeuge, 7'000 Artilleriegeschütze und 750'000 Pferde, viele davon Trakehner. Peter Elxnats Reitende Artillerie-Abteilung befand sich am Bug, der Grenze zwischen dem deutsch und dem sowjetisch besetzten Polen, und marschierte sofort ostwärts. Elxnats Einheit, die schon in Polen, Belgien und dann Frankreich im Einsatz gewesen war, war von Bordeaux an den Bug quer durch Europa marschiert – auf Pferderücken, wie immer. Jahre später schätzte Elxnat, dass die Entfernungen, die er auf Trakehnern zurückgelegt hatte oder neben ihnen gegangen war, um sie eine Weile zu entlasten, ausgereicht hätten, um den Globus mehr als einmal zu umrunden. Auf Märschen wie diesen machten die Trakehner ihrem Ruf als beste Armeepferde der Welt Ehre,

denn sie legten mühelos lange Strecken zurück, lahmten selten, wurden kaum krank, erholten sich rasch von Anstrengungen und brauchten wenig Futter. Und im Gegensatz zu ihren Vorgängern in der traditionellen Kavallerie mussten die modernen Trakehner nicht nur einen Soldaten tragen, sondern dazu noch Waffen, Sattel, Tagesrationen, Hafer und Gepäck, insgesamt eine Last von zwei bis drei Zentnern. Doch auch Elxnat und seine Kameraden lernten bei diesen Märschen Erschöpfungszustände kennen wie noch nie zuvor. Manchmal waren sie 22 Stunden ohne Pause auf dem Marsch – und in den verbleibenden beiden Stunden eines Tages mussten sie Gras, Heu, Hafer und Wasser für die Pferde beschaffen. Oft schliefen sie im Sattel sitzend.

Das war nicht die traditionelle Kriegsführung, die man kannte. Die deutschen Kavallerieregimenter hatten ihre drei Meter langen Stahllanzen 1927 ausgemustert, und die meisten Einheiten trugen nur bei Zeremonien noch ihre Säbel. Der klassische Reiterangriff der vergangenen Jahrhunderte gehörte nun fast, wenn auch noch nicht ganz, der Vergangenheit an. Während des Einmarsches in Polen hatte die polnische Kavallerie ein ganzes deutsches Infanteriebataillon mit einem Lanzenangriff ausgelöscht – Berichte über Lanzenangriffe der Polen gegen Panzer scheinen ins Reich der Legende zu gehören, vielleicht waren sie ein Machwerk der deutschen Propaganda –, und erstaunlicherweise kam es während des Krieges zu einigen Säbelgefechten, doch keines davon war entscheidend, und die Militärgeschichtler ignorieren sie weitgehend.

Nun wurden die Kavallerieregimenter Reiterregimenter genannt, und eine ganze Reihe von Soldaten sass nicht auf Pfer-

den, sondern auf Zweirädern. Die Mobilität, die Pferde verschafften, war jedoch auch im Zweiten Weltkrieg unbezahlbar. Ausgerüstet mit Maschinengewehren und von Pferden gezogener Artillerie, wurden die berittenen Regimenter als «Schnellfeuerwehr» eingesetzt; sie konnten rasch eingreifen und dann sofort zu einem neuen Einsatzort weiterreiten. Berittene Einheiten übernahmen häufig Aufgaben der Aufklärung, Sicherung und Verschleierung und konnten, da Pferde gute Schwimmer sind, Flüsse überqueren, lange bevor die Pioniere Brücken gebaut hatten.

Die berittenen Soldaten, gute Reiter und erfahrene Pferdekennner, behandelten, wie das in der Kavallerie üblich war, ihre Pferde mit Sorgfalt, Freundlichkeit und Respekt. Was immer sonst im Krieg geschehen sein mochte – die Wehrmachtspferde wurden gut behandelt.

Im Russlandfeldzug waren Pferde lebenswichtig: Der deutschen Industrie war es nicht gelungen, eine ausreichende Anzahl an Kraftwagen zur Verfügung zu stellen, und die meisten Infanterie- und Artillerieregimenter benötigten noch immer Pferde, die ihre Geschütze und ihre Ausrüstung durch schwieriges Gelände zogen. Denn in der Sowjetunion, in der es wenige gepflasterte Strassen gab, blieben die Fahrzeuge häufig in Schlamm und Schnee stecken, waren anfällig für Pannen oder sprangen wegen der Kälte nicht an. Die zähen ostpreussischen Pferde dagegen marschierten immer weiter. Doch viele gingen in den Schlachten verloren, nach einer Weile reichte die Zahl der Pferde nicht mehr aus, und Peter Elxnat's Abteilung musste auf Panzer überwechseln. Kurz darauf wurde Elx-

nat schwer verwundet, kam ins Lazarett und wurde später nach Hause entlassen.

Der Überfall auf die Sowjetunion war Erich Kochs grosse Chance. Er wurde zum Reichskommissar der Ukraine ernannt. Da er Gauleiter von Ostpreußen blieb und ihm dazu noch vor Kurzem die Verantwortung für die angrenzenden polnischen Distrikte Bialystok und Ciechanow (Zichenau) übertragen worden war, erstreckte sich sein Machtbereich nun über ein gewaltiges Gebiet von der Ostsee zum Schwarzen Meer. Seine Karriere erklimm ungeahnte Höhen und sein Grössenwahn ebenfalls. Er eignete sich in Polen und der Ukraine prächtige Schlösser an, liess sie für enorme Summen renovieren und veranstaltete feudale Feste und Jagdgesellschaften.

Mit ein wenig Geschick und Menschlichkeit hätte Koch die Ukraine leicht zu einem Verbündeten Deutschlands machen können. Ein Gutteil der Bevölkerung hatte die Deutschen willkommen geheissen, in der Erwartung, vom Joch Stalins befreit zu werden, einige hatten sich sogar freiwillig zur Wehrmacht gemeldet. Tatsächlich hassten viele ukrainische Kosaken die Roten so, dass sie auf Seiten Deutschlands kämpften.

Stattdessen errichtete er eine Schreckensherrschaft und wurde bald der Bestgehasste unter Hitlers verhassten Vizekönigen im Osten. Er machte sich daran, die Ukraine in einen Sklavenstaat zu verwandeln. Die erheblichen Bodenschätze, vor allem Kohle und Eisenerz, sowie die ertragreiche Landwirtschaft wurden geplündert. Das Volk war seiner Meinung nach ein «Negervolk». In einer berühmten Rede in Kiew erklärte er:

«Wir sind wahrlich nicht hierhergekommen, um Manna zu streuen, wir sind hierhergekommen, um die Voraussetzungen des Sieges zu schaffen... Wir sind ein Herrenvolk, das bedenken muss, dass der Geringste der deutschen Arbeiter rassistisch und biologisch tausendmal wertvoller ist als die hiesige Bevölkerung.» Als erste Amtshandlung liess er alle Schulen schliessen und verkündete, ukrainische Kinder bräuchten keine Ausbildung – die Deutschen würden ihnen alles beibringen, was sie wissen müssten. Er verfolgte und deportierte die Juden. Er erklärte öffentlich, sein Ziel sei die Dezimierung der ukrainischen Intelligenz. Er liess die Einwohner ganzer Städte und Dörfer zusammentreiben und oft ohne Essen, Wasser oder sanitäre Einrichtungen in Eisenbahnwaggons nach Deutschland transportieren, wo sie in der Industrie und Landwirtschaft Sklavenarbeit leisteten. Er liess Zehntausende unschuldiger Menschen in Gefängnisse und Konzentrationslager werfen. Hochzufrieden mit seiner Leistung, liess er verbreiten, er werde bald Gauleiter von Moskau sein. Innerhalb kürzester Zeit hatte er die gesamte Bevölkerung gegen sich aufgebracht, und die Wälder wimmelten von Partisanen, die die deutschen Soldaten in Bedrängnis brachten und bekämpften.

Am 22. Juni 1944, auf den Tag genau drei Jahre nach dem Einmarsch der Wehrmacht in die Sowjetunion, startete die Rote Armee ihre gewaltige Offensive am Dnjepr, mit der die Deutschen aus dem Land vertrieben und der Traum der Nazis vom Reich im Osten endgültig zerschlagen werden sollte. Stalin war entschlossen, bis ins Herz des Deutschen Reichs vor-

zudringen und ganze Landstriche zu annektieren. Nachdem Minsk, Wilna, Grodno und Kaunas zurückerobert waren, rückte die Rote Armee auf die deutsche Grenze vor.

Koch und seine Spiessgesellen waren aus der Ukraine geflohen, und bald hatte er sich wieder in Ostpreußen breitgemacht. Er war jetzt nicht nur Gauleiter, sondern auch Reichsverteidigungskommissar und damit verantwortlich für die Verteidigungsmassnahmen in seiner Region. Das war eine Aufgabe, die Hitler, der ständig mit den Generälen uneins war, seinen Gauleitern im Osten eher zutraute. Koch organisierte mit höchstem Einsatz einen Volkssturm und den Bau des «Ostwalls», einer Befestigungslinie von der Memel bis nach Warschau, die das russische Vordringen aufhalten sollte. Der Ostwall war sein Projekt, nach seinen und den Vorstellungen seiner Kumpane erbaut. Koch teilte die schlechte Meinung des Führers über das Militär, und so durfte die Armee allenfalls Ratschläge erteilen, die jedoch häufig ignoriert wurden. Zwei grosse Panzergräben wurden durch das Land der Familie von Zitzewitz in Weedern gezogen.

Bauern, Landarbeiter und alle Männer zwischen 16 und 65, die aus irgendwelchen Gründen bisher der Wehrpflicht entgangen waren, wurden zum Volkssturm eingezogen. Sie mussten jeweils für drei bis vier Wochen Panzergräben und Schützenlöcher ausheben, die Ostwall-Bunker bauen und mit ihren bunt zusammengewürfelten Waffen exerzieren. Im Bereich von Trakehnen achtete Obersattelmeister Kiaulehn darauf, dass jeder halbwegs gesunde Mann, der nicht in der Armee diente, seinen Arbeitseinsatz leistete.

Der Dienst im Volkssturm beeinträchtigte die Arbeit in den Betrieben sehr. Sie kämpften ohne ihr männliches Personal, das im Krieg war, ohnehin schon ums Überleben. Viele Landarbeiter sollten ihren Dienst in der Erntezeit leisten – und die Wehrmacht musste im Gegenzug für die notwendige Arbeit Erntekommandos abstellen. Diejenigen, die im Ersten Weltkrieg gekämpft hatten, zweifelten nicht, dass der Ostwall militärisch von geringem Nutzen war. Ein Bauer aus dem Memelland spottete: «Ach, gehen Sie doch weg mit Koch und seinem Ostwall. Den haben die Russen in drei Stunden hinter sich gebracht, wenn sie ihn berennen. Zweieinhalb Stunden werden sie lachen müssen, eine halbe Stunde brauchen sie, darüber hinwegzuklettern.» Eine damals gefährliche, aber prophetische Bemerkung.

Die durch Wehrpflicht und Volkssturm geschwächten Betriebe, vor allem in der Rüstungsindustrie und in der Landwirtschaft, waren angewiesen auf die fünf Millionen Zwangsarbeiter und zwei Millionen Kriegsgefangenen. Die grosse Mehrheit stammte aus der Sowjetunion, aber auch Polen und Franzosen kamen in grosser Zahl sowie einige Niederländer, Italiener und Jugoslawen. Die Bedingungen in vielen Firmen und in den Lagern waren höllisch. Im Vergleich dazu hatten es diejenigen, die auf Bauernhöfen arbeiteten, vergleichsweise gut, auch wenn die örtlichen Nazibonzen darauf bestanden, dass sie wie minderwertige Menschen behandelt wurden.

Auf dem Gut der Scharffettters wurde ein Pole von Nazischergen zusammengeschlagen, weil er ein Verhältnis mit einer Zwangsarbeiterin hatte. In Lenken versuchten Nazischlä-

ger eine kranke Russin und ihre zwei halbwüchsigen Kinder abzuholen, die für die von Sperbers gearbeitet hatten. Nach langen Streitereien erreichte Barbara von Sperber, dass sie bleiben durften – im Tausch gegen zehn Eier. Als die kleine Tochter ihres polnischen Hausmädchens die Treppe hinunterfiel und sich den Kopf blutig schlug, rief Johanna Sasse einen Arzt. Doch der Arzt warf einen Blick auf das Mädchen, klappete seine Tasche zu und sagte: «Sie haben mir nicht gesagt, dass sie Polin ist. Ich behandle keine Polen.» Wütend erinnerte Johanna ihn an seinen hippokratischen Eid und verbot ihm, je wieder ihren Hof zu betreten. Johanna Sasse hatte einen Rot-Kreuz-Kurs gemacht, denn als Gutsherrin auf dem Lande musste man oft den Arzt vertreten. Sie fragte den Apotheker um Rat und behandelte die Wunde des Mädchens alleine. Auf vielen Bauernhöfen und in vielen Familien wurden die Ausländer insgeheim freundlich behandelt – und diese Freundlichkeit vergolten ihnen die ausländischen Arbeiter um ein Mehrfaches, manchmal dadurch, dass sie ihren Arbeitgebern später das Leben retteten.

Trakehnen war ein anderer Fall. Auch auf den Feldern von Trakehnen arbeiteten Kriegsgefangene und Zwangsarbeiten. Keiner von ihnen wurde jedoch für die Pferdepflege abgestellt, vielleicht weil sie nicht die notwendigen Kenntnisse dafür besaßen. Einige wenige Mitarbeiter waren vom Wehrdienst befreit. Doch abgesehen von ihnen standen Ehlert nur Männer über sechzig und Jugendliche zur Verfügung, um den Betrieb in seinem riesigen Gestüt aufrechtzuhalten.

Unruhige Tage eines goldenen Herbstes

Während die Russen immer näher rückten und Ernst Ehlert sich zunehmend Sorgen machte, waren die übergeordneten Stellen in Berlin nicht untätig gewesen. Seyffert hatte die oberste Etage in den Ministerien bedrängt, die Trakehner-Pferde fliehen zu lassen. Als offizielle Antwort hatte er ein glattes «Nein» zu hören bekommen. «Unter keinen Umständen» sollten Pferde aus Trakehnen und anderen östlichen Landgestüten nach Westen gebracht werden. Inoffiziell jedoch gestanden ihm seine Vorgesetzten zu, dass vier oder fünf der wertvollsten Zuchthengste und «ein paar» Stuten in das Staatsgestüt Graditz nahe Torgau an der Elbe geschickt werden dürften, unter der Bedingung, dass man der Öffentlichkeit sage, dieser Umzug sei zur Ergänzung der dortigen Herde notwendig und «nicht aus kriegsbedingten Gründen». Pläne zur Evakuierung von Trakehnen, Georgenburg und Rastenburg, den drei am stärksten gefährdeten ostpreußischen Landgestüten, seien «lediglich gedanklich vorzubereiten», notierte Seyffert anschließend. Er interpretierte das Zugeständnis so umfassend wie möglich und schickte sofort einen Beamten namens Klein nach Trakehnen und Georgenburg, der Ehlert und Heling mündlich darüber informierte, wie viele Pferde an welches

Gestüt im Westen geschickt werden sollten. An die anderen Landstallmeister sandte er Kopien der Pläne, auf die vorsichtshalber «Geheime Reichssache» gestempelt war – denn diese Informationen sollten sich möglichst nicht herumsprechen. Seyffert forderte Klein auch auf, die Stutbücher von Trakehnen, diese einzigartigen und äusserst wertvollen Genealogien der Zucht, nach Neustadt an der Dosse in Sicherheit zu bringen, in Begleitung von 10 bis 50 Mutterstuten – unter dem Vorwand einer «Verstärkung der Neustädter Stutenherde». Es sah nun so aus, als könnten sie wenigstens die wichtigsten Pferde retten.

Doch vier Tage später kehrte Klein mit schlechten Nachrichten zurück. Man verweigerte ihnen sogar für diese wenigen Pferde die nötigen Eisenbahnwaggons. Telefonate und Gesuche an hohe Ministerialbeamte liefen ins Leere. «Bei der derzeitigen Lage kommt eine Räumung ostpreussischer Gestüte nicht in Frage», wurde Seyffert beschieden.

Mittlerweile näherte sich der Krieg Trakehnen. Nachts war der Himmel im Osten rötlich gefärbt. Von Zeit zu Zeit wurde das ganze Gestüt durch «Tannenbäume», Leuchtmarkierungen, die die Flieger abwarfen, um die Bomberangriffe zu leiten, taghell erleuchtet. Tagsüber dröhnten sowjetische Flugzeuge über die Koppeln und feuerten mit ihren Bordwaffen auf das Flugfeld und den Bahnhof, wobei mehrere Zivilisten getötet wurden. Sie warfen kleine Bomben ab, die glücklicherweise wenig Schaden anrichteten. Aus den Flugzeugen flatterten Flugblätter mit der etwas rätselhaften Botschaft: «Trakehnen wollen wir nichts tun, denn die armen Pferde müssen

ruhn.» Die Arbeiterinnen weigerten sich, auf die Felder zu gehen, weil sie Angst hatten, von den Flugzeugen beschossen zu werden, und es war unsicher, ob die Ernte eingebracht werden könnte. Gegen Ende Juli 1944 ergriff Furcht die Bevölkerung: Es ging das Gerücht um, die Sowjets würden am 3. August einmarschieren. Doch der Tag verstrich ohne besondere Ereignisse. Dennoch wirkten die Erzählungen der von der Front zurückkehrenden Soldaten höchst alarmierend. Die Propagandamaschine der Nazis verbreitete weiterhin ihre triumphierende Siegeszuversicht, aber die Soldaten erklärten ihnen, man könne kaum noch darauf hoffen, die Sowjets zurückzuschlagen.

Ein anschwellender Flüchtlingsstrom ergoss sich aus Richtung Osten. Bleiche, ängstliche Menschen, die ihre Habseligkeiten auf Karren gepackt hatten. Viele von ihnen waren Deutsche, deren Vorfahren sich vor Generationen in den Ländern im Osten angesiedelt hatten. Die Bewohner Trakehens und der Umgebung betrachteten sie mitleidig und fragten sich, ob sie sich dieser tragischen Prozession bald würden anschließen müssen. Besonders traurig war der Anblick der herrenlosen Tiere, vor allem der Kühe, die ungemolken und vor Schmerzen schreiend mit entzündeten Eutern über das Gelände wanderten. Sie trampelten die Zäune nieder, grasten zu Tausenden auf den Wiesen von Trakehnen und frassen die zweite Heuernte, die für die Pferde bestimmt war. Die Armee schien überall gleichzeitig aufzutauchen, Offiziere und Soldaten waren in den Häusern der Bediensteten und sogar im Schloss des Landstallmeisters einquartiert.

Darüber frustriert, dass er keine Fortschritte machte, reiste Seyffert nach Trakehnen und dann weiter nach Königsberg, wo es ihm am 5. August gelang, mit Koch persönlich zu sprechen. Er erklärte, ein geregelter Zuchtbetrieb sei unmöglich geworden, die Gestüte seien voller Wehrmachteinheiten, Tiefflieger bedrohten Pferde und Menschen, und es bestünde die ernste Gefahr, dass sich die Pferde mit Krankheiten infizierten, die die Tiere der Flüchtlinge eingeschleppt hatten. Seyffert wusste, dass es sinnlos war, auf einer kompletten Evakuierung zu bestehen, aber er bat um die Erlaubnis, zumindest einige der wertvollsten Hengste mit Wehrmachtzügen fortzubringen, die leer von der Front zurückkehrten. Wenn die Pferde Ostpreußen nicht verlassen durften, könne man sie wenigstens in Remonteämtern weiter im Westen unterbringen. Vergebens. Koch weigerte sich, einen Pferdetransport zu erlauben, «solange aus dem betreffenden Gebiet Frauen und Kinder nicht zurücktransportiert werden». Koch liess Seyffert vermutlich im Unklaren darüber, dass er gerade dabei war, seine eigenen Pferde aus den Ställen in seinem polnischen Palast in Krasne bei Zichenau nach Westen zu evakuieren.

Vor der Machtergreifung der Nazis waren der Preußische Oberlandstallmeister und der Landstallmeister von Trakehnen massgebliche, hochangesehene Persönlichkeiten gewesen, deren Forderungen man beachtet hatte. Jetzt war alles anders, und es war klar, dass weder Seyffert noch Ehlert innerhalb der NSDAP genügend Einfluss besaßen, um die Dinge in Bewegung zu bringen. Darré, dessen Visionen von einem auf dem

Gebiet der Ernährung autarken Deutschland gescheitert waren, hatte man gefeuert. Er lebte zurückgezogen in der Schorfheide bei Berlin. Sein Nachfolger Herbert Backe interessierte sich wenig für Pferde.

Es gab nur eine Möglichkeit: über den Kopf von Koch hinweg und an Backe vorbei zu handeln. Seyffert wollte Göring bitten, Kochs Entscheidung ausser Kraft zu setzen. Er setzte sich mit Görings Berater Dr. Fritz Görnert in Verbindung, der unter anderem auch für Görings Sonderzug zuständig war. Görnert tat, was er konnte, aber er erteilte Seyffert die Antwort, dass «der Reichsmarschall sich nicht für ermächtigt hält, Gauleiter Koch, der als Reichsverteidigungskommissar mit besonderen Vollmachten vom Führer ausgestattet ist, eine diesbezügliche Anweisung zu erteilen».

Der hilfsbereite Görnert liess sich nicht aus der Ruhe bringen und versuchte es an höherer Stelle. Er nahm Kontakt zu Hitlers Adjutanten, Gruppenführer Albert Bormann, auf und bat ihn, die Angelegenheit dem Führer persönlich vorzulegen. Hitler habe «durchaus Verständnis» für das Problem des Oberlandstallmeisters, liess Bormann ausrichten. Aber angesichts der Vollmachten, mit denen er Koch ausgestattet habe, müsse die Sache nach Ansicht des Führers zwischen Koch und Minister Backe ausgetragen werden. Seyffert brachte nun Backe dazu, ein dringendes Fernschreiben an Koch zu richten, in dem er ihn um Erlaubnis bat, zehn Hengste und einhundert Mutterstuten nach Graditz zu schicken, «um auf diese Weise wenigstens in beschränktem Rahmen die Fortführung der jahrhundertealten Trakehner-Zucht zu gewährleisten».

Keine Antwort. Ein weiteres Fernschreiben wurde abgeschickt. Schliesslich kam zehn Tage später per Fernschreiber eine Botschaft von Koch, nicht an den Minister, sondern an die Landesbauernschaft Ostpreußen, in der stand, die Pferde dürften nicht gehen, «solange Frauen und Kinder in dem Bereich noch vorhanden sind». Und Koch, das verstand sich von selbst, beabsichtigte nicht, Frauen und Kinder zu evakuieren.

Mit einemmal gab es doch Anlass für ein wenig Hoffnung – in Form eines förmlichen Ersuchens der Stiftung Schorfheide, die dreissig zweijährige Stuten kaufen wollte, die nicht zu Zuchtzwecken dienten. Man brauche sie für die Feldarbeit, hiess es. Die Stiftung war ein von Göring ausgehecktes Projekt. Als passionierter Jäger wollte er sich den schönen Wald Schorfheide bei Berlin, einst Besitz der preußischen Forstbehörde, aneignen, ihn mit Wildtieren bevölkern und praktisch als privates Jagdrevier nutzen. Die Anfrage nach den Pferden war vom Vorsitzenden der Stiftung unterzeichnet – keinem anderen als dem hilfreichen Görnert. Ob die Stiftung wirklich dreissig Pferde brauchte oder ob Göring und Görnert einfach einige Trakehner retten und dem verhassten Koch ein Schnippchen schlagen wollten, war nicht klar und für Seyffert wahrscheinlich auch nicht relevant. Entscheidend für ihn war, dass Görnert ihm mehr Eisenbahnwaggons zur Verfügung stellte als benötigt, so dass Ehlert in den übrigen eine Reihe wertvoller Mutterstuten aus dem Gestüt schmuggeln konnte, die er in Neustadt ausladen wollte. Seyffert riet Ehlert dringend, auch die alten Stutbücher mitzuschicken.

In Trakehnen selbst wurde die Situation allmählich kritisch. Wie Ehlert befürchtet hatte, waren einige seiner Pferde, vor allem einjährige Stuten, von den Flüchtlings- und Wehrmacht-pferden mit der Infektionskrankheit Druse angesteckt worden. Aber es kam noch schlimmer. Am 22. August vertraute Ehlert in einem Brief, der seine grosse Besorgnis verriet, Seyffert all seine Probleme an.

Sehr geehrter Herr Oberlandstallmeister!

Wie Sie aus den Wehrmachtberichten entnommen haben werden, ist die militärische Lage an hiesiger Front nach wie vor ernst, vor allem ungeklärt. Nun gab mir der Ortsgruppenleiter vor einigen Tagen eine Verfügung des Landratsamts Ebenrode über eine evtl, notwendig werdende Räumung zur Kenntnis. Danach sollten Pferde erst als letzte, also hinter Rinderherden usw., fortgetrieben werden. Da ich das für eine glatte Unmöglichkeit ansah, fuhr ich sofort zum Landrat, der die Unmöglichkeit einsah, sich aber für nicht befugt hielt, grundsätzliche Änderungen zu treffen.

Darauf besprach ich die Lage und vor allem meine Vorschläge für einen Abtransport nochmals genau mit Henninges) und bat ihn, sofort mit Auto (da hier kaum Zugverbindung) zu Regierungspräsident Hoffmann nach Königsberg zu fahren, der vom Gauleiter mit den Vorarbeiten für eine eventuelle Räumung beauftragt ist. Erreicht ist auch dort wenig. Wir sollen aber berechtigt sein, vor den Viehherden aufzubrechen, ferner sollen nach Möglichkeit bei Gefahr zwölf Hauptbeschäler und etwa hundert Stuten mit Eisenbahn abtransportiert werden.*

*) Wahrscheinlich seinem Vertrauten und früheren Assistenten Jürgen von Henninges.

tiert werden. Der Antrag soll wohl vom Ministerium gekommen sein. Ob er sich aber bei drohender Gefahr, d.h. bei weiterer Rückverlegung der Front, verwirklichen lässt, erscheint mir sehr zweifelhaft. Ich sollte über diesen Punkt auch noch schriftlichen Bescheid erhalten, was bisher aber nicht geschehen ist.

Weiteren sehr grossen Kummer machen mir die mehrere tausend Stück betragenden fremden Viehherden, die nunmehr drei Wochen hier sind und nicht nur alles Grünland kahlgefressen und die Umzäunungen zerbrochen, sondern auch im Getreide und in den Hackfrüchten erheblichen Schaden angerichtet haben. Auf den meisten Vorwerken werden unsere eigenen Herden in einigen Wochen eingestellt werden müssen. Dann reicht natürlich wieder das Heu nicht, besonders wo der zweite Schnitt infolge des fremden Viehs völlig ausfällt.

Wenig schön ist auch, dass der unmittelbar an der Trakehner Paradekoppel gelegene Flugplatz seit einigen Tagen in Benutzung gekommen ist. Die Gefahr gegnerischer Nachtangriffe ist natürlich gross, und die am Tage unternommenen Angriffe mit Bordwaffen sind dadurch nicht weniger geworden. Wenn nun wenigstens die Hauptbeschüler und gegen hundert Stuten fort wären, könnte ich den am meisten gefährdeten Stall der Fuchsherde räumen. So ist das leider aber nicht möglich, und ich kann nur auf die Einsicht der russischen Flieger hoffen...

Doch auch auf diesen Brief hin kam keine Erlaubnis zum Aufbruch. Eine Woche später rief Ehlert verzweifelt das Büro des Gauleiters an und trug Koch seine Bitte persönlich vor. Kochs Erwiderung war zynisch: «Falls die Russen vorübergehend

vorstossen sollten, können die Trakehner ja im Wettlauf mit den sowjetischen Panzern ihre Leistungsfähigkeit unter Beweis stellen.»

Mit grösster Selbstbeherrschung antwortete Ehlert, dass die Mutterstuten, soweit nicht tragend, und die jungen Stuten bei freier Bahn diese Probe wohl bestehen würden. Doch gab er zu bedenken, dass sicher mit Strassenverstopfung durch Trecks zu rechnen wäre und die Hauptbeschäler und Junghengste zudem die Stutenherden und Trecks belästigen und zerstreuen würden.

Das endlich kam an. Koch erlaubte, die Hauptbeschäler und einige der besten tragenden Stuten in Sicherheit zu bringen.

Ehlert verlor keine Zeit. Ein Quartiermeister der Wehrmacht war im Schloss einquartiert, und Ehlert bat ihn, ihm einen Zug zur Verfügung zu stellen, der leer von der Front zurückkehrte, was der Quartiermeister gerne tat. Koch hatte ihm fünfzehn Zuchthengste und einhundert Mutterstuten zugestanden. Und so wurden die Starhengste Pythagoras, Fetysz und andere nach Graditz in eine vermeintliche Sicherheit gebracht. Mit ihnen, notierte Ehlert, reisten «die bewährtesten und aus den jungen Jahrgängen besten Stuten, so dass nunmehr für alle Fälle doch ein Stamm Trakehner Bluts gesichert ist».

Hätten allerdings die Spitzel des Gauleiters die Pferde in den Waggons gezählt, die am 2. September den Bahnhof von Trakehnen in Richtung Westen verliessen, dann wären sie nicht auf hundert, sondern auf 139 Mutterstuten gekommen. Dazu hätten sie eine Truhe voller alter Dokumente gefunden und zwei Kisten mit den wertvollsten Gemälden der berühm-

testen Trakehner, die im Schloss des Landstallmeisters auf die Abendgesellschaften herabgeblickt hatten.

Der Zermürbungskrieg auf Trakehnen ging weiter. Am 7. September überbrachte Kiaulehn die Erlaubnis, weitere Pferde fortzuschicken. Mit der Hilfe des tatkräftigen Bahnhofsvorstehers von Trakehnen bestellte Ehlert eine grosse Anzahl Waggon, um etwa 350 Stuten und Fohlen auf verschiedene Gestüte zu schicken. Doch am nächsten Morgen untersagte der Landrat in Kochs Auftrag telefonisch jeden weiteren Abtransport, sowohl mit der Eisenbahn als zu Fuss. Ausserdem richtete er aus, dass Koch eine Liste der Pferde verlange, die schon losgeschickt worden seien. Und schliesslich, fuhr der Landrat fort, war es streng verboten, Futtermittel aus der Provinz zu schaffen. Da die anderen Gestüte nicht ausreichend Futter für die Neuankömmlinge hatten, war es offensichtlich sinnlos, sie hinzuschicken. Die Waggon mussten wieder abbestellt werden.

Jeden Herbst trafen sich die Landstallmeister der ostpreussischen Gestüte, Heling aus Georgenburg, Uppenborn aus Rastenburg, von Warburg aus Braunsberg und Ehlers aus Marienwerder, in Trakehnen, um, unter der Leitung Seyfferts, die Verteilung der zweieinhalb) ährigen Hengste auf ihre Landgestüte zu besprechen. Das war immer ein heiteres, kollegiales Ereignis gewesen, bei dem sie mit Tricks und Winkelzügen um die besten jungen Hengste für ihre Gestüte rangen. Auf die Geschäfte folgte regelmässig ein geselliger Abend im Schloss. In diesem Jahr war das Treffen wegen der befürchteten Invasion

auf die erste Septemberhälfte vorverlegt worden. Wie Martin Heling sich später erinnerte, «wollte sich die übliche launige Note nicht einstellen, und in gedämpfter Stimmung rangen wir zwar auch noch erbittert miteinander, fanden aber den humorvollen Ton der kämpferischen Auseinandersetzung nicht wieder. Wir wehrten uns wohl gegen das Zugeständnis der Letztmaligkeit, standen unter dem Vorgefühl eines unerbittlichen Schicksals, das sich schon zum endgültigen Schlag anzuschicken drohte.» Als sie sich schweren Herzens verabschiedeten, ahnten die Landstallmeister, dass sie Trakehnen nie wiedersehen würden.

Wenige Tage später wurde Kochs rigoroser Befehl jedoch wieder aufgehoben – nun durfte Ehlert zweihundert junge Pferde und Fohlen losschicken. Aber er musste einige Tage warten, bis wieder Waggons zur Verfügung standen. Am 16. September wurden die Tiere aufgeladen – als wieder ein Anruf kam: «Erlaubnis widerrufen.» Nach langer Diskussion wurde dieses erneute Verbot wieder aufgehoben, und die Pferde konnten auf den Weg gebracht werden. Ehlert und sein Personal waren mit den Nerven am Ende.

Am 12. Oktober traf in Lenken endlich eine Anweisung zur Evakuierung ein. Lenken lag in einem zehn Kilometer breiten Landstrich unmittelbar hinter der Grenze. Nur dieser durfte geräumt werden. Barbara von Sperber erfuhr, dass sie noch am selben Tag fortsollte. Aber dreizehn Leiterwagen mussten verlängert werden, um die Familien und ihre Habseligkeiten zu tragen, die Leute mussten packen, vieles war noch zu organisieren, und der Treck verliess das Gut erst am 13. Oktober.

Barbara von Sperber hatte bereits einen Teil der Herde weg-schicken können, aber 38 äusserst wertvolle Rassepferde blieben, und sie hinterliess einen Zettel auf ihrem Schreibtisch, mit der Bitte, dass diejenigen, die die Tiere finden würden – Armeemoffiziere, nahm sie an –, sie in ihren Heimatort Nauendorf in Sachsen schicken sollten. Zuerst führte Barbara von Sperber den Treck zu Pferd, aber nach wenigen Tagen ging ihr Pferd durch und warf sie ab. Wenig später lag das Pferd schwer verletzt in einem Teich. Kurz nach dem Abmarsch erhielt ihr Mann von seinem vorgesetzten Offizier Urlaub, so dass er sich anschliessen und den Treck führen konnte.

Im Südosten, in Uszpiaunehlen, machten sich auch die Pflaumbaums zum Aufbruch bereit. Die Nazis in der Umgebung waren bereits geflohen, und so hinderte sie niemand. Auch die in ihrem Haus einquartierten Offiziere, die sich der Gefahr nur allzu bewusst waren, drängten die Pflaumbaums zur Abreise. Doch zuvor musste noch etwas Wichtiges erledigt werden: Brigitte Pflaumbaum und Heinz Boettcher, Oberfeldwebel beim Stab, gingen zum Standesamt und heirateten. Das war kein unbeschwertes Ereignis – die Wagen warteten vollbeladen, und die Angst vor der Zukunft plagte sie. Der Strom war ausgefallen, aber Brigittes Mutter hatte ihnen über dem offenen Feuer einen Kuchen gebacken. Das Brautpaar, Brigittes Eltern, ihre Schwester Vera, ihr französischer Kriegsgefangener Pierre und das in ihn verliebte polnische Hausmädchen Towka feierten mit einem Toast.

Am nächsten Tag brachen sie auf; Brigittes geliebte Stute Arnica wurde vor ein Dogcart gespannt, ihr Fohlen lief neben-

her. Sie nahmen zwei weitere wertvolle Trakehner-Stuten mit, Arkade und Salamanca, die ebenfalls zwei Fuhrwerke zogen. Eines lenkte Pierre, ein Weinbauer aus der Gegend von Bordeaux. Den zweiten, einen mit Pferdefutter und Hausrat vollbeladenen Arbeitswagen, lenkte Brigittes Vater, begleitet von dem 19jährigen Manek und dem 16jährigen Staszek, den Söhnen eines polnischen Paares, das die Milchviehherde und das Jungvieh betreute und Brigitte gebeten hatte, die Söhne in Sicherheit zu bringen. Am Arbeitswagen hinten waren zwei hochprämierte, wertvolle Mutterstuten, Suraja und Suprema, angebunden. Das frischgetraute Paar verbrachte zwei Flitterwochen auf dem Gut eines Regimentskameraden bei Bargensdorf in Brandenburg, dann fuhr Brigitte weiter zu ihrer Familie in deren vorübergehende Unterkunft in Georgental bei Insterburg, während ihr Mann zurück an die Front musste.

Das Gestüt Weedern, wo der Volkssturm zwei grosse Panzergräben ausgehoben hatte, lag Mitte Oktober 1944 direkt an der Hauptkampflinie. Doch der Familie von Zitzewitz und den anderen Menschen, die auf dem Gut lebten, war die Flucht noch immer verboten. Nicht einmal Vorbereitungen für einen Treck waren gestattet, und immer wieder wachten Nazifunktionäre darüber, dass die Anweisungen eingehalten wurden. Damit nicht Fleischvorräte für eine Flucht angelegt werden konnten, waren auch die Schlachtungen streng begrenzt.

Dennoch hatte Anna von Zitzewitz, die auf Erfahrungen mit dem Treck im Ersten Weltkrieg zurückgreifen konnte, insgeheim Route, Anzahl der Pferde und Wagen bereits geplant. Sie

hatte die Familien auf ihrem Gut auch diskret aufgefordert, bereit zu sein, «für den Fall», dass sie flüchten müssten, und jeder einen Wagen zugewiesen – auf einen Wagen kamen vier Familien –, «falls» die Armee sie aus dem Weg haben wollte. Aber sie musste genau überlegen, mit wem sie sprach, denn es konnten Denunzianten darunter sein. Anna von Zitzewitz hatte die Ernte früh einbringen und von Zimmerleuten Holzstangen hinten an den Leiterwagen anbringen lassen, damit sie beim Abmarsch jeweils drei oder vier junge Pferde anbinden konnte. Als die Nazis wissen wollten, wozu sie gut seien, musste sie rasch eine Ausrede erfinden. Das sei eine neumodische Vorrichtung für Gurte, antwortete sie zögernd, um die hohen Heulasten zu befestigen, damit sie nicht herunterfielen. Die Ausrede wirkte.

Es waren angespannte, unruhige Tage. Der ostpreußische Herbst, schon immer atemberaubend schön, schien goldener, der Himmel höher und blauer, die Luft klarer und die Landschaft herrlicher als je zuvor. Die Störche hatten sich erhoben, waren noch einmal gekreist und dann nach Süden geflogen, und die Menschen, die ihnen nachschauten, fragten sich wehmütig, ob sie sie wohl je wiedersehen würden.

Bald würden Regen und Schlamm kommen und dann der Schnee. Der lange Winter, der Menschen und Pferde über die Jahrhunderte zäh und widerstandsfähig gemacht und ihnen ein robustes Wesen verliehen hatte, war nicht mehr fern.

Ehlert hatte in Trakehnen seine Herden verkleinert. Eine Reihe von jungen Stuten war an Privatzüchter verkauft, und die zweieinhalbjährigen Hengste waren auf verschiedene Landgestüte aufgeteilt worden. Soldaten hatten Görings dreissig Jungstuten für die Schorfheide abgeholt. Viele alte Leute und Mütter mit kleinen Kindern waren nach Sachsen evakuiert worden. Mitte Oktober wähten Ehlert und Seyffert wenigstens einen Teil der Pferde und Menschen aus Trakehnen in Sicherheit.

Mehr als dreitausend Menschen und über achthundert Zuchtpferde, dazu die Pferde der Ackergespanne, Rinder und Schafe befanden sich immer noch auf dem Gestüt, im Dorf und auf den Vorwerken. Die sowjetischen Luftangriffe nahmen zu, das Artilleriefeuer donnerte immer lauter. Es war jetzt nur noch eine Frage von Tagen, vielleicht Stunden, bis die Russen da wären. Doch wie immer erntete jeder Anruf mit der Bitte, abreisen zu dürfen, nur ein «Nein».

Ehlert glaubte kaum noch daran, dass er seine Schützlinge, Menschen wie Tiere, noch in Sicherheit bringen konnte. Da praktisch sein gesamtes Personal im Krieg oder im Volkssturm war, hatte er für die Evakuierung der achthundert Pferde nur ein paar Gestütsbeamte im Pensionsalter und junge, unerfahrene Reitburschen, die auch die Wagen der Flüchtlinge lenken mussten. Empört schrieb er an Seyffert: «Wie etwa achthundert Pferde und Fohlen bei vorgerückter Jahreszeit und bei dringender Gefahr im Fussmarsch transportiert und innerhalb der Provinz untergebracht und ernährt werden sollen, ist mir ein Rätsel.»

Endlich – der Aufbruch

Es war die Nacht zum 16. Oktober 1944, und Ehlert erwartete jeden Augenblick den Befehl zum Aufbruch. Die Nacht glühte. Leuchtkugeln schossen in die Höhe, Suchscheinwerfer glit-ten über den Himmel. Nervös telefonierte er, immer wieder – vergebens. Es war lange nach Mitternacht, aber zum Schlafen war ihm nicht zumute. Er fuhr zum östlichsten Vorwerk, das innerhalb der Verteidigungslinien lag und am stärksten gefährdet war. Er wollte sichergehen, dass alle möglichst schnell und reibungslos fliehen konnten. Der dortige Stutmeister war sein bester Angestellter, ein alter Ostpreuße, der tief mit dem Land verwurzelt war und sein ganzes Leben in den Dienst der Pferde gestellt hatte. Wie viele andere in Trakehnen konnte er nicht glauben, dass dies das Ende war. Und wie einige andere hatte er beschlossen, nicht wegzugehen. Ehlert konnte ihn durch nichts von seinem Entschluss abbringen. Als er schliesslich in den frühen Morgenstunden zurückfuhr, schüttelten sie sich zum letzten Mal die Hände.

In Trakehnen wurde bei seiner Rückkehr in der frostigen Morgendämmerung gerade ein Trupp junger Pferde über das Gestüt geführt, als aus östlicher Richtung ein Dröhnen kam, das sich zu einem ohrenbetäubenden Donnern steigerte.

Es war das Sperrfeuer der Artillerie, mit der die Rote Armee den sowjetischen Einmarsch in Ostpreußen einleitete. Der Krieg kehrte jetzt nach Deutschland zurück.

Überall detonierten Granaten. Erdbrocken und Trümmer wirbelten auf. Dann das wütende Rattern der Flak, begleitet von farbigen Leuchtkugeln, mit denen sich die röhrenden sowjetischen Bombergeschwader ankündigten. Pferde wieherten panisch und galoppierten blindlings umher, im Gestüt herrschte Chaos. Als die Bomben auf dem Flugplatz und dem Bahnhof von Trakehnen einschlugen, zitterte die Erde. Dann drehten die Geschwader nach Nordwesten ab und flogen weiter nach Gumbinnen.

Die Sonne ging auf, aber der Himmel blieb staubverhangen dunkel. Die Russen hatten den Grenzort Eydkuhnen eingenommen und rückten vor, während die deutsche Armee zurückwich. Überall wurde heftig gekämpft. Auf dem Gestüt wurde ein Hauptverbandplatz eingerichtet.

Wieder ein Anruf. Die Menschen auf Trakehnen warteten ängstlich auf den Fluchtbefehl. Aber keiner kam. Noch ein Anruf. Wieder nichts.

In der folgenden Nacht liess Ehlert als Vorbereitung auf den Treck alle Pferde aus den Vorwerken und Koppeln zu grossen Herden zusammentreiben. Es war nicht leicht, die Pferde in der Dunkelheit zu bewegen, zumal sie durch die Explosionen und den Lärm verängstigt waren. Besonders nervös waren die zwanzig Fohlen.

Endlich um fünf Uhr morgens am 17. Oktober kam der erlösende Anruf des Landratsamts. Trakehnen sollte vollständig geräumt werden – Menschen, Pferde, Nutz- und Haustiere und «totes



Vor dem Schloss von Trakehnen, das dem Landstallmeister als Amtssitz diente, stand die lebensgrosse Bronzeplastik des berühmten Hengstes Tempelhüter

Der Torbogen, auf dem die Elchschaufel und die Jahreszahl 1732 als Erinnerung an die Gestütsgründung prangten, war ein berühmtes Wahrzeichen von Trakehnen



Ein Teil des Hauptgestüts:
In der parkartigen Anlage befanden sich der Hauptbeschälerstall und andere Stallungen, die Reitbahn und die Wohnungen der Beamten und zahlreichen Pferdepfleger

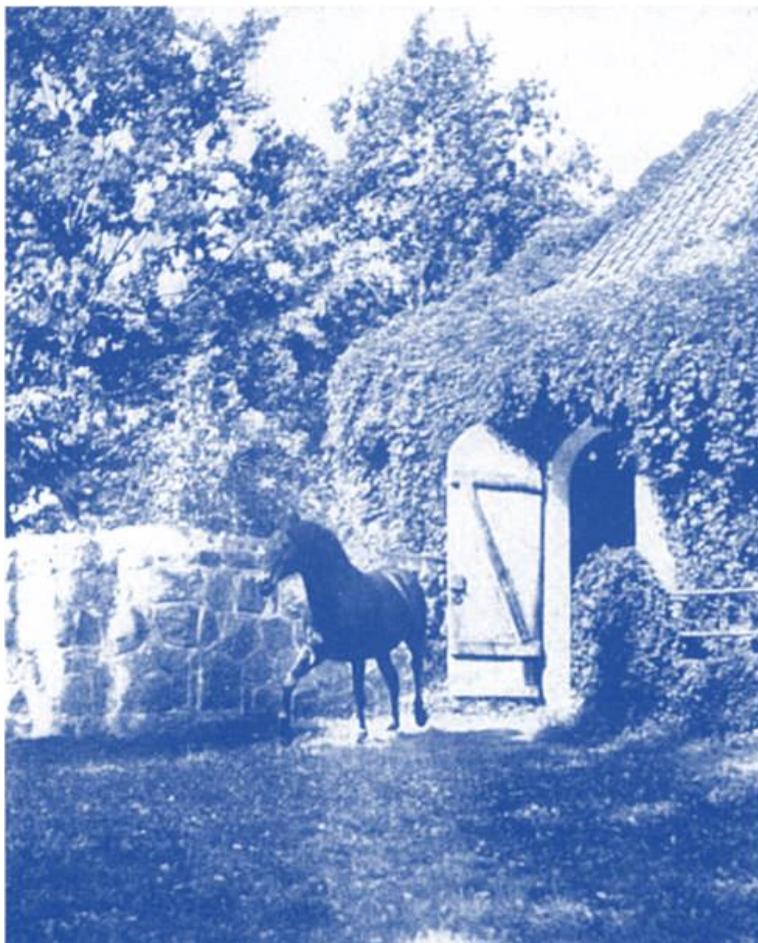




Dr. Ernst Ehlert, der letzte Landstallmeister von Trakehnen. Er leitete das Hauptgestüt von 1931 bis zu seinem Ende 1944

Boxenstall in Trakehnen, aufgenommen um 1900





Im Sommer hatte jeder Hauptbeschäler seinen eigenen Paddock, ein von Efeu umranktes «Sommerhäuschen», das als Schutz gegen Regen oder Sonne auf einem weitläufigen, von Kiefern abgeschirmten Auslauf stand, wo das Pferd sich nach den Anstrengungen der Deckzeit entspannen konnte

Inventar». Nachdem monatelang alle Vorbereitungen unter Strafe standen, hiess es nun, alles müsse in drei Stunden über die Bühne gehen.

Die Nachricht verbreitete sich wie ein Lauffeuer. Das gesamte Gestüt geriet in hektische Aktivität. Bleiche, erschrockene Menschen beluden Karren und schirrteten inmitten von umhereilenden Ambulanzen und Panzern ihre Zugpferde an, Reitburschen rannten zwischen Soldaten und Volkssturm-Einheiten hin und her. Otto Fiege erhielt den Befehl aufzusitzen und sich bei einem bestimmten Vorgesetzten zu melden. Sie würden die Pferde «im Fussmarsch» wegbringen.

Ehlert, der endlich die Pläne, die er schon so lange im Kopf hatte, umsetzen konnte, liess die Pferde in zehn Herden von je achtzig Tieren einteilen. Jeder Herde wies er drei Männer zu, einen alten Gestütswärter und zwei junge Reitburschen. Einer übernahm die Spitze, einer ritt nebenher, und einer bildete die Nachhut. Das genügte natürlich bei Weitem nicht, und um die Pferde zusammenzuhalten, gab er strenge Anweisung, die Tiere ohne Halt traben zu lassen. Ihr Ziel lag 54 Kilometer entfernt, es war das Landgestüt Georgenburg bei Insterburg, wo Martin Heling Platz für sie schaffte.

Mit zeitlichem Abstand wurden die Herden losgeschickt. Doch kaum hatten sie die Koppeln verlassen und waren auf die Hauptstrasse eingebogen, da trafen sie auf einen endlosen Strom von Menschen, überwiegend Frauen, Kinder und alte Leute, die schwere Bündel trugen oder auf Heuwagen oder Handkarren sassen, Pferde, Schafe und Kühe mit sich trieben, dazwischen Wehrmachtsfahrzeuge auf dem Weg zur Front,

Artillerie, Soldaten auf dem Rückzug. Da hindurch mussten sich die Männer des Gestüts ihren Weg bahnen, stets in scharfem Trab, während die Flüchtlinge beiseitetraten und erstaunt zusahen, wie diese wunderbaren, glänzenden Pferde voller Anmut vorüber trabten und ihre Fohlen tapfer nebenherliefen.

Die Herden aus den Vorwerken nördlich vom Bahnhof Trakehnen nahmen die ost-westliche Route entlang der Hauptstrasse nach Gumbinnen und Insterburg. Als sie sich Gumbinnen näherten, stieg ihnen der Brandgeruch in die Nase. Die Stadt war durch einen Luftangriff fast vollständig zerstört, und viele Gebäude brannten oder schmolzen noch. Die Pferde strömten durch die Strassen, vorbei an verkohlten und zerstörten Häusern, bis sie auf den völlig überfüllten Platz mitten in der Stadt gelangten, auf dem unter dem Standbild des Stadtgründers Friedrich Wilhelm I. eine Stute stolperte und zu Boden stürzte. Als Herdentiere folgen Pferde instinktiv den Leitertieren, und eine plötzliche Unterbrechung kann sie in Verwirrung stürzen. Durch den abrupten Halt erschrakten die nachfolgenden Tiere und irrten kopflos umher. In diesem Moment warf eine Panzerabteilung die Motoren an, die Pferde scheuten und flohen in die Richtung, aus der sie gekommen waren.

Ein junger Reitbursche galoppierte ihnen nach, überholte sie und stellte sich ihnen mit dem eigenen Pferd in den Weg. Allmählich kehrten wieder Ruhe und Ordnung ein, und die Reise konnte fortgesetzt werden. Doch kurz hinter Gumbinnen trafen sie auf eine Polizeisperre: Die Hauptverbindung Gumbinnen-Insterburg war für den Zivilverkehr gesperrt. Sie mussten sich den Weg durch verstopfte Nebenstrassen bahnen und

wussten nie, was als nächstes auf sie zukam. Sie wussten nicht, ob die Wehrmacht oder Parteibonzen sie erwarteten, ob man ihnen überhaupt erlauben würde weiterzureiten. Sie kannten die willkürlichen Befehlsänderungen nur zu gut und waren auf alles gefasst. Dazu waren sie durch den Beschuss feindlicher Flugzeuge ständiger Gefahr ausgesetzt – denn die Staubwolke, die jede Herde auf dem trockenen Boden aufwirbelte, zog von Weitem Aufmerksamkeit auf sich.

Eine andere Herde bewegte sich ohne weitere Vorkommnisse auf einer südlicheren Route, bis sie an eine Brücke über die tief gelegene, reissende Angerapp bei Kanthausen kam. Die Brücke war zerbombt, nur die Pfeiler ragten noch aus dem Wasser. Selbst ein provisorischer Ersatz hätte Stunden gedauert, die nächste Brücke jedoch war viele Kilometer entfernt und hätte einen unzumutbaren Umweg bedeutet. Der verantwortliche Stutmeister entschloss sich, nach einer Furt zu suchen, an der die Pferde den Fluss überqueren konnten. Während sie warteten, hatten die anderen Begleiter alle Hände voll zu tun, ihre achtzig Schützlinge beisammen zu halten, denn diese glaubten offenbar, sie hätten ihr Ziel erreicht, und versuchten, nach Belieben die Gegend zu erkunden, wie sie das von ihren heimatlichen Koppeln gewohnt waren.

Es fand sich ein relativ seichter Übergang in einem Kilometer Entfernung. Der kleine, untersetzte Stutmeister lenkte sein Pferd behutsam die Uferböschung hinab und schwamm hinüber. Zuerst einzeln, dann in Gruppen, folgten ihm die anderen Pferde. Sie kletterten das gegenüberliegende Ufer hinauf und waren bald wieder auf der Strasse, die sie kurz zuvor verlassen

hatten. Und weiter trabten sie durch die von der Sonne beschienene ostpreußische Herbstlandschaft, durch zerbombte und brennende Dörfer, über hinabgestürzte Balken und Haus- teile, bis eine Gruppe von Trakehnern, durch lautes Wiehern angelockt, plötzlich ausbrach und auf den Hof eines Landgu- tes trabte, in dem einige Jährlinge und Fohlen angepflockt wa- ren. Wieder einmal ging kostbare Zeit verloren, während die Wärter nach den Abtrünnigen suchten und sie zur Herde zu- rückbrachten.

Otto Fiege und seinen beiden Begleitern war eine Herde von zweijährigen Stuten anvertraut. Auch sie ritten über Neben- strassen und Felder. An einer engen Brücke spiesste sich eine Stute auf einen Eisenträger auf und starb auf der Stelle. Der Rest langte heil am Ziel an und wurde in der Hengstprüfungs- anstalt von Zwion, acht Kilometer westlich von Georgenburg, untergebracht.

Die letzte Herde hatte Trakehnen um 11.30 Uhr verlassen, und trotz aller Verzögerungen und Umwege, die ihren Weg auf mehr als sechzig Kilometer verlängert hatte, erreichte das letzte Pferd Georgenburg um 18.30 Uhr. Nur eines war verlo- rengegangen. Eine Herde war von Fliegern beschossen worden, hatte aber keine Verluste erlitten. Kaum ein Pferd oder Fohlen lahmt. «Und so hatten die Trakehner die von Koch geforderte Prüfung glänzend bestanden», schrieb Ehlert spä- ter. Er selbst traf kurz danach in einer Art Schockzustand in Georgenburg ein. Er konnte nicht ahnen, dass dies nur die erste und leichteste seiner Prüfungen gewesen war.

Um Weedern herum wütete der Krieg. Immer noch war den Bewohnern die Flucht verboten, und man erklärte ihnen, sie sollten sich keine Sorgen machen, die Rote Armee würde bald zurückgeschlagen. Plötzlich jedoch strömten deutsche Soldaten in hastigem Rückzug an ihnen vorbei. Erstaunt sahen sie, dass sich die von Zitzewitz' und ihre Familien immer noch auf dem Gut aufhielten. «Fliehen Sie schnell», riefen sie ihnen zu, «die Russen sind nur noch einen Kilometer weg!» Anna von Zitzewitz rief bei der Kreisleitung an, um sich die Erlaubnis geben zu lassen, aber es meldete sich niemand. Die Braunhemden hatten sich schon davongemacht.

Die Trakehner Zuchtpferde waren vorübergehend in Sicherheit. Die Menschen nicht. Dem Personal aus dem Hauptgestüt und den zwölf östlichen Vorwerken war bis zum Mittag die Flucht gelungen, jedoch nicht als zusammenhängender Treck, wie sie es zweimal während des Ersten Weltkriegs bewerkstelligt hatten, sondern vereinzelt. Jedes Fuhrwerk suchte sich seinen eigenen Weg nach Georgenburg. Da die meisten Männer zum Völksturm eingezogen waren, wurden die 126 Wagen von Frauen, Schulkindern, älteren Männern und Kriegsgefangenen gelenkt. Der junge Helmut Hufenbach fand sich in einem geschlossenen Landauer wieder, seine Passagiere waren Frauen und Kinder. Die drei zugestandenen Stunden zur Vorbereitung der Flucht waren, wie Ehlert vorausgesehen hatte, viel zu kurz gewesen. Die Anweisung, auch «totes Inventar» mitzunehmen, liess sich nicht umsetzen, denn man hatte weder Hilfskräfte noch Zeit, es aufzuladen.

Wie die Pferdeherden wurden die Flüchtlinge von der Polizei auf überfüllte Nebenstrassen geleitet, wo manch ein überladener Karren hoffnungslos steckenblieb. Die Ortsgruppenleitung wurde um Hilfe gebeten und schickte schliesslich den Volkssturm – zu dem teilweise die Männer gehörten, die die Wagen eigentlich hätten lenken können –, und dieser machte die Fahrzeuge wieder flott. Einige der Ochsen, die man vor die Karren gespannt hatte, waren erschöpft, und die beiden Traktoren des Trecks mussten ständig steckengebliebene Fuhrwerke herausziehen.

Hinter ihnen lag das verlassene Trakehnen. Nur ein, zwei alte Leute, die nicht Weggehen wollten, waren geblieben. Das Standbild von Tempelhüter wurde mit Holzlatten verkleidet, um es vor Beschädigungen zu schützen.

Der Zug kam äusserst langsam voran, aber wenigstens ging es nach Westen. Doch den Familien und Arbeitern der vier westlichsten Vorwerke, die im Kreis Gumbinnen lagen, hatte der Ortsgruppenleiter unter schärfster Strafandrohung die Flucht verboten. Ehlert hatte sich diesem Befehl widersetzt, indem er die Pferde von den Vorwerken fortgeholt hatte. Doch als die Familien zu fliehen versuchten, wurden sie gewaltsam aufgehalten und zurückgeschickt. Zwei Nächte später versuchten einige von ihnen, sich auf eigene Faust davonzumachen, und entdeckten zu ihrer Bestürzung, dass die russischen Panzer sie überrollt hatten. Den Frauen und Kindern gelang die Flucht zu Fuss, indem sie alle Habe zurückliessen. Ein Gespannführer wurde vor den Augen seiner Frau erschossen. Auch andere wurden erschossen, darunter einige Jungen. Erst

am nächsten Tag, dem 20. Oktober, kam der Räumungsbefehl. An diesem Tag standen die Russen schon vor den Häusern.

Die Stadt Stallupönen, zehn Kilometer entfernt, stand in Flammen. Überall wurde gekämpft. Major Helmuth Hacke vom Reiterregiment 41, der beim Durchbruch der Russen in die Gegend geschickt worden war, schrieb am 20. Oktober: «Ich liege als Kampfgruppenführer im Graben an der Strasse von Trakehnen/Bahnhof-Stallupönen (Ebenrode), hart ostwärts Stubbenhof. Im Vordergrund brennt das Gut Amalienhof, etwa fünf Kilometer nordnordostwärts Trakehnen, im Umkreis noch weitere Ortschaften. Es sieht unheimlich und gespenstisch aus.»

Das letzte Weihnachtsfest in der Heimat

Dann war plötzlich alles still. Eine Kampfpause trat ein, die Russen zogen sich ein Stück zurück, aber sie waren immer noch bedrohlich nahe. Jetzt verlief die Front direkt durch Trakehnen, sowjetische Einheiten lagerten in der Rominter Heide, vierzig Kilometer südlich. Die Nazis mochten sich brüsten, dass die Rote Armee zurückgeschlagen sei, doch die Russen sassen nur die nasse Jahreszeit aus, in der ihr Vorrücken auf Grund des aufgeweichten Bodens leicht ins Stocken geraten konnte, und warteten darauf, dass der Frost die Erde härten, die Flüsse mit Eis bedecken und klare Sichtverhältnisse mit sich bringen würde.

Zu jener Zeit hörten die Ostpreußen zum ersten Mal von den Schrecken, die ihnen womöglich bevorstanden. Nachrichten von den furchtbaren Greueln, die sowjetische Soldaten in dem Dorf Nemmersdorf, nur 25 Kilometer von Trakehnen entfernt, verübt hatten, wurden über den Rundfunk verbreitet und waren bald in aller Munde. Die Geschichten waren so grässlich, dass manche sie zunächst nicht glauben konnten und für Propaganda hielten. Doch schon bald bestätigten Flüchtlinge aus der betroffenen Gegend und ausländische Beobachter, dass die Gerüchte wahr waren. Fast die gesamte Zivilbevölke-

rung, unbewaffnete Männer, Frauen und Kinder, war kaltblütig abgeschlachtet worden, oft an Ort und Stelle, auf den Strassen, in ihren Häusern, auf den Feldern. Mädchen und Frauen waren vergewaltigt und ermordet worden, manche fand man in gekreuzigter Stellung an Karren oder Kirchentüren genagelt. Das waren die ersten Racheaktionen für die Verbrechen von SS und Wehrmacht im Osten.

Die Lehmanns hatten den Ort wenige Stunden zuvor passiert. Ihr Hof, neun Kilometer südwestlich von Trakehnen, diente der Wehrmacht seit mehreren Tagen als Hauptverbandplatz. Am 20. Oktober um 7 Uhr 30 waren sie unter einem Hagel von Artilleriegranaten geflohen und hatten zwanzig Trakehner mitgenommen. Auch der Hauptverbandplatz hatte in aller Eile geräumt werden müssen. Die Schwerstverwundeten und nicht gehfähigen Soldaten musste man schweren Herzens zurücklassen. Eine halbe Stunde später rückten Panzer der Roten Armee auf dem Hof und in das nahe gelegene Dorf ein. Als die russische Front einige Tage später kurzzeitig zurückgedrängt wurde, fand man die meisten Dorfbewohner, die nicht rechtzeitig geflüchtet waren, massakriert vor. Den Schwerstverwundeten auf dem Hauptverbandplatz waren die Schädel mit Spaten gespalten worden.

Anna von Zitzewitz hatte erstaunlicherweise auf ihrem gewaltigen Anwesen in nur zwei Stunden ungefähr 380 Menschen und 280 Tiere zu einem Treck zusammengestellt. Sowjetische Panzer versperrten die Route, die sie hatte nehmen wollen, und so musste sie improvisieren. Sie zogen nach Westen und blieben dicht hinter der Front, um verstopfte Strassen zu umgehen. Anna fuhr in einem Zweispänner voraus, um un-

terwegs in Gutshöfen ihre Unterbringung zu organisieren. Einige Tage wurde der Treck von einem Doppelposten der Polizei begleitet, der sie in der Kaschubei vor Partisanenangriffen schützen sollte. Nach siebzehn Tagen erreichte sie mit dem Treck das grosse Gut ihres Neffen bei Gross-Gansen in Pommern. Dort blieben sie, wie schon im Ersten Weltkrieg, und warteten wie damals darauf, zu gegebener Zeit zurückkehren zu können.

Der Treck der von Sperbers hatte sein Quartier in Schöndamerau erreicht, und man hoffte, mit den wenigen Pferden, die ihnen geblieben waren, zu Barbara von Sperbers Familiengut in Sachsen Weiterreisen zu können. Doch vom Bahnhofsvorsteher erfuhren sie, dass es weder für Menschen noch für Tiere Transportraum gab. In der Zwischenzeit war Barbaras Mamsell – wie man die ostpreußischen Haushälterinnen nannte – nach Lenken zurückgeschickt worden, um einige Habseligkeiten und ein paar Hühner und Gänse als Verpflegung zu holen. Barbara nahm eines der Hühner und legte es wortlos auf den Schreibtisch des Bahnhofsvorstehers. Als ihr Mann davon erfuhr, brach seine preußische Erziehung durch: «Wie konntest du das tun! Das ist Bestechung!» wetterte er. Doch bald darauf hörten sie, die Waggons stünden bereit, und sie machten sich – Prinzipien hin, Prinzipien her – per Bahn auf den Weg nach Nauendorf.

Mit dem November endete das goldene Herbstwetter, und Regen und Kälte setzten ein. In Georgenburg war jeder Winkel in Dr. Helings grossem Wohnhaus von Flüchtlingen besetzt, die von seiner Frau und den Züchterkollegen aus Georgenburg mit Essen versorgt wurden.

Die Trakehner Trecks dagegen hatten sich aufgeteilt und waren weitergezogen. Ehlert und seine Leute zogen nach Labes, der landwirtschaftliche Teil, den Obersattelmeister Kiaulehn anführte, ging nach Preußisch Eylau, wo sie in den zahlreichen Dörfern der Umgebung Unterkunft fanden.

Die Pferde aus dem Jagdstall in Trakehnen waren an die Armee abgegeben worden, andere, die man nicht für die Zucht brauchte, gingen an private Käufer. Der Rest wurde auf dem Schienenweg nach Graditz und Neustadt an der Dosse, nach Labes und in ein halbes Dutzend Privatgüter in Schlesien transportiert. Doch diese waren bereits völlig überfüllt, deshalb wurden schliesslich Vorbereitungen getroffen, 290 Stuten und Fohlen ans Remonteamt Perlin in Mecklenburg zu schicken, wo Dr. Ehlert und seine Leute ihr Hauptquartier aufgeschlagen hatten. Zunächst hatte er mit vielen Problemen zu kämpfen, aber wenigstens konnte er glauben, den Kernbestand des Zuchtmaterials aus Trakehnen vor den Russen gerettet zu haben.

Georgenburg lag jetzt nur wenige Kilometer hinter der Front, und Heling versuchte, wie Ehlert vor ihm, verzweifelt, mit dem Büro des Gauleiters Absprachen über die Evakuierung seiner Hengste zu treffen. Er bekam nur das vertrauliche Angebot seines «ansonsten einsichtsvollen» Gesprächspartners, «nie mehr ein Wort über diese Angelegenheit verlauten zu lassen, wenn Sie nicht an die Wand gestellt werden wollen». Endlich durfte er eine Reihe von Landbeschälern nach Braunsberg schicken, und er und seine Frau Anni folgten ihnen. Er ahnte es damals nicht, aber das war nur der Anfang von endlosen

Reisen, die seine Hengste und die anderen staatseigenen Traktoren in den kommenden Monaten vor sich hatten. Es ging immer weiter, unter anderem auf Güter in Preußisch Stargard in Westpreußen, Labes in Pommern, Redefin in Mecklenburg, Neustadt an der Dosse in Brandenburg, Graditz und Moritzburg in Sachsen.

Das ostpreußische Weihnachtsfest 1944 war ein geradezu surreales Erlebnis. Wie üblich versuchte man es mit Christbäumen, Geschenken und Weihnachtsliedern zu feiern, doch jeder fürchtete insgeheim, dass dies das letzte Weihnachten sein könnte, zumindest im eigenen Haus und in dem Land, in dem er aufgewachsen war. Die Erinnerung an dieses Weihnachten blieb über Jahrzehnte lebendig. Für Johanna Sasse waren es die 28 Feldpostpäckchen, die sie für die eingezogenen Männer des Gutes Sabloczyn packte, und der Anblick der sechzig russischen Kriegsgefangenen, die singend über den Hof gingen, in den Händen einen Christbaum mit brennenden Kerzen, Pfefferkuchen und Zigaretten, die man ihnen entgegen den Anweisungen der Partei geschenkt hatte. Die französischen Kriegsgefangenen befestigten ein Bild von Marschall Pétain an ihrem Christbaum.

Als wären die Ostpreußen noch nicht verängstigt genug, malte Hitlers Neujahrsbotschaft, die in der *Königsberger Allgemeinen* abgedruckt war, die Situation in den schrecklichsten, grellsten Farben: «Der kategorische Befehl: Siegen!» begann sie, «sonst gehen wir alle in der grössten Katastrophe Europas seit der Völkerwanderung unter.»

Die Deutschen hätten vor sich «einen mitleidslosen Kampf um Sein oder Nichtsein» gegen eine gigantische Verschwörung der Briten mit ihrer «satanischen Mentalität» und des «internationalen Judentums», die die Zerstörung des Reiches planten. Denn der Krieg sei nichts anderes als ein «Versuch der Engländer und Amerikaner, Europa und Deutschland durch den Bolschewismus zu vernichten und das deutsche Volk durch den moskowitzischen Würger zu züchtigen, d.h. ausrotten zu lassen». Dem folgte Koch mit einer eigenen Botschaft: «Es geht wirklich um Sein und Nichtsein, es geht um unser Leben und um unsere Zukunft... hier geht es um jeden einzelnen Deutschen und sein persönliches Schicksal.» Jeder, beharrte er, müsse sich «bedingungslos einfügen», und er schloss wenig überzeugend: «Wo Ostpreußen stehen, kommen die Bolschewisten nicht durch.»

Heling, jetzt in Braunsberg stationiert, setzte seine Arbeit fort. Auf einer Rundfahrt durch die Provinz hatte er die Befestigungen besichtigt, die die Russen abhalten sollten. Sie sahen eindrucksvoll aus, aber sie waren nicht von regulären Soldaten, sondern von ein paar kläglichen Volkssturm-Gruppen besetzt. Er begriff, dass die Parteipropaganda über die Uneinnehmbarkeit des angeblich stark befestigten Heilsberger Dreiecks um Königsberg herum und die Voraussagen, dass die Russen zurückgeschlagen würden, ein Haufen Lügen waren. Ihm war klar, welches Schicksal dem Rest Ostpreußens bald bevorstand.

Am n. Januar 1945 erhielt er einen Brief vom Landwirtschaftsministerium, in dem ein Befehl Kochs weitergeleitet

wurde, nach dem alle in Ostpreußen verbliebenen Hengste zusammengestellt und Deckstellen eingerichtet werden sollen, denn Koch hegte die Absicht, alle geflüchteten Bauern wieder auf ihre Höfe zurückzuschicken.

... wird Sturm ernten

«Wir befinden uns in der Heimat Erich Kochs, des Statthalters der Ukraine – damit ist alles gesagt... Das Gericht kommt!» Die Rote Armee hatte massive Kräfte zum endgültigen Einmarsch und zum Sieg über Deutschland zusammengezogen. Gleichzeitig hatte die Soldatenzeitung *Krasnaja Svesda* Hass und Rachedurst der Soldaten gegenüber den Feinden, die in ihrem Land gemordet, vergewaltigt und geplündert hatten, geschürt: «Es genügt nicht, die Deutschen nach Westen zu treiben, die Deutschen müssen ins Grab gejagt werden!»

Während des ganzen Krieges hatten die sowjetische Presse und die Politkommissare Hass auf die Deutschen gepredigt. So wie Hitlers Soldaten einen Freibrief für jegliche Art von Barbarei erhalten hatten, so durften nun Stalins Männer sich an allen Deutschen rächen – Schuldigen und Unschuldigen, Soldaten und Zivilisten, Frauen und Kindern. Besitz und Frauen gehörten ihnen. Flugblätter regneten auf ihre Stellungen hinab, während sie auf den Einmarsch warteten, und sie lasen die aufwiegelnden Worte des Dichters Ilja Ehrenburg: «Töte, Rotarmist, töte. Die blonde Bestie, sie sei Dein. Töte das Kind im Mutterleib. Töte, töte, töte.»

Marschall Georgi Konstantinowitsch Schukow, der Oberbefehlshaber der i. Weissrussischen Front, sprach zwar nicht ausdrücklich vom Vergewaltigen oder Plündern. Doch sein Tagesbefehl am Tag des Einmarschs war klar: «Die Zeit ist gekommen, mit den deutsch-faschistischen Halunken abzurechnen. Gross und brennend ist unser Hass! Wir haben unsere niedergebrannten Städte und Dörfer nicht vergessen. Wir gedenken unserer Brüder und Schwestern, unserer Mütter und Väter, unserer Frauen und Kinder, die von den Deutschen zu Tode gequält wurden. Wir werden uns rächen für die in den Teufelsöfen Verbrannten, für die in den Gaskammern Ersticken, für die Erschossenen und Gemarterten. *Wir werden uns rächen für alles.*»

Verhärtet und abgestumpft durch jahrelanges Kämpfen, durch Entbehrungen und Hunger, waren die Divisionen der Roten Armee nur zu gerne bereit, den verhassten Feind auf seinem eigenen Boden zu vernichten. Am 13. Januar 1945 um sechs Uhr früh, von Nebel und tief hängenden Wolken verborgen, eröffnete die 3. Weissrussische Front im Norden das Feuer mit einem markerschütternden Bombardement von 120'000 Salven. Sechs Tage später wälzte sich die 2. Weissrussische Front aus Polen herbei, drang von Süden nach Ostpreußen ein und bewegte sich rasch auf Neidenburg und Allenstein zu, während die Wehrmacht sich vor ihnen zurückzog.

Ein junger russischer Artilleriehauptmann, den wie seine Kameraden der Einmarsch in rauschhafte Begeisterung versetzt hatte, drückte später seine ganze Aufregung und Anspannung, seine Angst und sein Entsetzen in einem langen Gedicht aus:



Die gemischtfarbige Herde auf dem Vorwerk Bajohrgallen, deren Weiden an der breiten, schnurgeraden Allee lagen, die vom Bahnhof Trakehnen zum Hauptgestüt führte. In dieser Herde waren viele der besten und edelsten Trakehner vereinigt



Das Frische Haff war die westlichere der beiden langgestreckten, süßwasserhaltigen Lagunen, die sich vor Ostpreußen an der Ostseeküste entlangzogen. Im Januar 1945 war es glücklicherweise von einer festen, tragfähigen Eisschicht bedeckt



Am Ufer begann das Eis zuerst aufzubrechen, und überall öffneten sich Wasserlöcher. Oft waten Pferde und Menschen knietief im Eiswasser. Der gesamte Weg über das Haff war gesäumt von weggeworfenen Habseligkeiten, verendeten Pferden und zusammengeschossenen Flüchtlingswagen



Auf der Frischen Nehrung fanden die Flüchtlinge ein Chaos vor. Die schmale Strasse entlang der Dünen war die einzige Verbindung nach Westen, und Fussgänger wie Pferdewagen wurden von Wehrmachtfahrzeugen und Gefangenenspalaren aus dem Weg gedrängt

Platz gemacht da, fremde Erde!
Auf, die Tore, angelweit!
Denn hier rollt sie, unsere kühne,
unsere russ'sche Infanterie!...
Soviel Jahre krochen, pirschten
wir uns immer näher 'ran.
«Achtung jetzt! in Preußens Himmel
dreimal Feuer, Batterie!»
Sechzig Mann, vom Wind gegerbte,
braungebrannte, grimmig froh.
In die Wagen! Losgefahren!
Auf Europa – mit Hurra!...

«Rette sich, wer kann!» Manchmal kam eine telefonische Warnung, manchmal nicht. Tiefflieger tauchten dröhnend über den Köpfen auf, überall explodierten Granaten. Als die Russen nur noch wenige Kilometer entfernt waren, teilweise standen sie schon in den Dörfern, flohen die Ostpreußen. Die Partebonzen waren als erste auf und davon, sie liessen die Menschen im Stich, die sie so lange nicht fortgelassen hatten. In ihrer Panik liefen die Leute ins Freie und warfen Teppiche, Bettzeug, Kleider, Essen auf die Wagen. Sie griffen nach Töpfen, Pfannen, Werkzeugen, Gewehren – und vergassen vor allem das Futter nicht, viele Zentner Futter für die Pferde, Tränkeimer und Ersatzhufeisen. Die Treckführer, gewöhnlich die Gutsbesitzer, hatten sie ermahnt, nur das Notwendigste mitzunehmen, aber viele konnten sich nicht von wertvollem Besitz trennen, und die Fuhrwerke wurden immer höher beladen.

Die Panzer rumpelten näher, Kanonendonner erfüllte die

Luft. Die Pferde wurden angespannt, oft vier vor einen Wagen, und der Gespannführer sass entweder traditionsgemäss auf dem linken Hinterpferd oder auf dem Bock. Die Tiere, die nicht zum Ziehen gebraucht wurden, wurden an die Wagen gebunden oder von Reitern am Zügel mitgeführt. Viele Fahrzeuge waren Heuwagen mit eisenbeschlagenen Holzrädern, aber es gab auch bequemere Wagen mit Gummirädern, Traktoren, da alle Autos längst beschlagnahmt worden waren, und Jagdwagen – alles, was rollte. In Sabloczyn sah Karl Sasse, der gerade auf Kurzurlaub von der Ostfront zu Haus war, mit Entsetzen, wie seine Leute Schlitten beluden: «Was habt ihr vor? Sobald der Schnee schmilzt, sitzt ihr fest!» Johanna Sasse griff sich in letzter Minute eine Mappe mit der Belehnungsurkunde, mit der ein Vorfahr im 16. Jahrhundert das Rittergut vom Deutschen Orden erhalten hatte.

Sie nahmen die polnischen Zwangsarbeiter mit, die genauso dringend fliehen wollten. Ihre sechzig russischen Kriegsgefangenen konnten sie reichlich mit Essen versorgen, aber mitnehmen konnten sie sie nicht. Stattdessen mussten die Russen mit ihrer Bewachung aus zwei alten Landsturmmännern getrennt Richtung Westen marschieren. Die kriegsgefangenen Russen waren in Todesangst, denn sie hatten von ihren Landsleuten keine Gnade zu erwarten. Man hatte ihnen befohlen, bis zum Tode zu kämpfen, und Zusammenarbeit mit dem Feind wurde als Verrat betrachtet und mit dem Tode bestraft.

Es war bitterkalt. Der Schnee türmte sich fast bis zu den Ästen der Bäume. Alle waren bis über die Ohren in Mäntel, Schals,

Pelze und Schaffelle eingehüllt, aber sie zitterten trotzdem vor Kälte. Die grosse Flucht hatte begonnen.

Welch ein Land! Ganz unverständlich!
Alles anders als bei Menschen,
als in Polen, als daheim.
Keine strohgedeckten Häuser
Selbst die Schuppen wie Palais....
Wo man hinsieht, immer Ziegel
spitze Türme, Schlösser, Giebel,
ewig Backstein überall!
Wär doch auch bei uns nicht übel!
Wär's doch auch nach unserem Sinn:
Dörfer stets nur an Chausseen
und kein Dorf – ohne Chaussee....

Die Ostpreußen führen aus ihren Bauernhöfen und Gutshöfen, manche in langen Trecks, andere familienweise. Als sie von den Zufahrten auf die Fahrwege und dann auf die Chausseen einbogen, gerieten sie ins Stocken, denn dort schoben sich Hunderte und Tausende anderer Flüchtlinge mit ihren Gespannen und Soldaten mit langen Kolonnen von Kriegsgefangenen mühsam vorwärts. Dazwischen eilten graugrüne Militärfahrzeuge zur Front oder kamen von dort zurück. Die Hauptstrassen waren der Armee vorbehalten, mehrere wichtige Brücken waren zerbombt. Und so begann der endlose Alptraum, der sich über Wochen und Monate hinzog, in denen sie, von Angst geschüttelt, durch Eis und Schnee im Schneckentempo vorwärtskrochen, verfolgt vom Getöse der Stalinorgel, neben sich

das Rasseln der Panzerketten, über sich die feindlichen Tief-
flieger, die mit Maschinengewehren auf die Flüchtenden ziel-
ten. Tage und Nächte verschwammen zu einem konturlosen
Bild, durchbrochen durch Episoden, die sich ins Gedächtnis
einbrannten.

Die Boettchers waren keine Minute zu früh aus Georgental ab-
gefahren. Sie erreichten eine Kreuzung, sowjetische Flieger
attackierten sie mit Phosphorbomben. Die Pferde gerieten in
Panik, schrieten und gingen durch. Überall lagen Verwundete.
Chaos.

Gerd Lehmann, seine Mutter und seine Schwester hatten die
Zeit seit ihrer ersten Flucht auf dem Gut Bednarken des Grafen
zu Eulenburg in Kreis Osterode, im westlichen Teil von Ost-
preußen, verbracht. Am Abend des 20. Januar gingen sie bei
mehr als zwanzig Grad Frost und hohem Schnee mit ihren
Fuhrwerken, bespannt mit sechzehn Stuten, die übrigen Tiere
waren schon umgekommen, erneut auf die Flucht. Auch dort
waren die Strassen mit zurückflutenden Militärfahrzeugen
und Flüchtlingstrecks völlig verstopft. Für die achtzehn Kilo-
meter lange Wegstrecke nach Osterode benötigten sie mehr als
24 Stunden. Als sie den Marktplatz erreichten, gab es kein Vor
und kein Zurück, überall auf dem Platz und in den angrenzen-
den Strassen waren Treckwagen und Militärfahrzeuge einge-
keilt. Plötzlich tauchten russische Panzer auf, feuerten und
überrollten alles, was ihnen in den Weg kam. Die Wagen
steckten fest, Menschen schrieten und rannten weg. Frau Leh-
mann riss ihre Kinder vom Wagen. Sie rannten um ihr Leben.

Als sie zwei Tage später den Marktplatz auf russischen Befehl noch einmal zu Fuss überqueren mussten, fanden sie Fahrzeug und Pferde von den Ketten der Panzer zermalmt.

Links und rechts, wild und gewunden,
tänzeln, schiessen Drachenzungen.
Und empor, von beiden Seiten,
stieben hoch in Feuersäulen,
schliessen sich zu einem Bogen,
Feuerstaub und rote Brocken,
Funken, Sterne, Glut und Flimmer,
fallen dicht auf uns herab.
Wie ein hungrig Ungeheuer
rast durch eine Schule Feuer,
frisst sich an den Büchern satt....

Es war drei Uhr morgens. Peter Elxnats Vater stand mit seiner Frau und seiner Mutter auf dem eisigen Bahnsteig. Ein Zug rollte ein, der in einem benachbarten Wald – von feindlichen Fliegern mehr oder weniger gut versteckt – gewartet hatte. Die zwei Frauen und viele der 69 Menschen vom Elxnatschen Gut, Landarbeiter und ihre Familien, stiegen ein und fuhren in westlicher Richtung ab. Dann rief Elxnat beim Kreisbauernleiter an, um die neuesten Nachrichten zu hören, und erfuhr, dass die Russen schon in Insterburg waren und sie so schnell wie möglich fliehen sollten. Um dreizehn Uhr war alles gepackt, und sie machten sich mit fünfzehn Trakehnern auf den Weg. Mit dabei waren die dunkelbraune Stute Schwindlerin und ihre

Halbschwester Filiale, beide tragend. Zwölf Pferde waren an die sechs Wagen gebunden, und drei Fohlen liefen nebenher. Peters Vater fuhr voran, ein alter Landarbeiter lenkte den zweiten Wagen, drei Schuljungen den dritten, vierten und fünften, und Peter sass im letzten. Auf beiden Seiten sahen sie russische Panzer, die sie schon überholt hatten. Nun kam ihnen Peters Kriegserfahrung zugute, und sie fuhren in den dichten Wald, wo die Panzer auf den Strassen sie weder sehen noch ihnen folgen konnten.

Am Wegrand sah man die ersten Leichen liegen. Die ersten von vielen. Säuglinge, die, obwohl warm und dick eingepackt, im Arm ihrer Mütter erfroren waren. Grössere Kinder und ältere Menschen, die an Kälte und Erschöpfung gestorben waren; manchmal bedeckte sie ein Stück Stoff oder eine Schicht Schnee – für mehr war keine Zeit gewesen. Leichen in der Nähe zerstörter Fuhrwerke, die von Flugzeugen zerschossen oder von Panzern überrollt worden waren. Tote Pferde mit steifen, in die Luft gereckten Beinen.

Franz Scharffetter rief bei der Kreisbauernschaft an und fragte, ob es nicht an der Zeit sei, sich auf den Weg zu machen. Man sagte ihm, «er solle nur ruhig schlafen, denn in zwei Tagen sind die Russen aus Ostpreußen rausgehauen». Wenige Stunden später wurde er geweckt und losgeschickt. Er weckte die Kriegsgefangenen, sie fütterten die Pferde, packten und hatten um siebzehn Uhr Kallwischken verlassen – mit acht Gespannen, die mit ihren 40-Zentner-Lasten von 22 seiner preisgekrönten Trakehner-Stuten gezogen wurden, darunter die zähe, schwarzbraune Italia, Itas Tochter, einem Star bei Pferde-

schauen und Stutenprüfungen. Sie war wie die meisten anderen hochtragend. Von den insgesamt 150 Pferden, die Scharfetter besass, hatte er einige Jungpferde früher evakuieren können. Da die Russen nur noch drei Kilometer entfernt waren, fuhren sie 24 Stunden ohne Unterbrechung, nicht einmal die Pferde wurden getränkt oder gefuttern.

Brigitte Boettcher war verzweifelt. Das Fohlen ihrer Stute Arnica glitt aus und stolperte ständig. Die Achse des Wagens, den Pierre lenkte, brach. Als sie in dem Durcheinander versuchten, die Achse zu reparieren, sah Brigitte Boettcher, dass das Fohlen getötet werden musste. Aber sie brachte es selbst nicht über sich. Sie führte es zu Soldaten und bat sie, es zu erschiessen, aber erst, nachdem sie weitergezogen war. Dann fuhr sie mit tränenüberströmtem Gesicht davon.

Und jetzt brausen diese Scharen
mit Gejohle und Gepfiff;
in dem Spiel der Wagenlichter –
Windtken, Waplitz und Orlau.
Jedes Dorf – in hellen Flammen,
wildes Stöbern überall,
unterm Druck von Sturmgeschützen
stürzen alte Mauern ein.
Über Draht- und Balkensperren,
über eingewalzte Gräben,
drängt die russische Lawine
von Motoren, Männern, Rohren!...

Kerzenlicht tanzte durch das Speisezimmer des Gutshauses der Medicus' in Logdau, als sich Familienangehörige, Verwandte, Freunde und Nachbarn zu Tisch setzten. Aber es wurde nicht gefeiert. Der Strom war ausgefallen, der Kriegslärm rückte immer näher, und die Atmosphäre war angespannt. Alle waren untröstlich, dass sie ihre Heimat verlassen mussten, und fürchteten, sie würden sich nie in Sicherheit bringen können. Die Sasses und ihre Arbeiterfamilien waren mit ihrem Treck von Sabloczyn herübergekommen, so dass sie nun alle zusammen aufbrechen konnten, aber es war ungewiss, ob sie heil davonkommen würden.

Hier auf ihrem Land hatte 1410 die erste Schlacht von Tannenberg stattgefunden, die den Untergang des Deutschen Ordens und den Beginn einer langen Periode polnischer Lehenshoheit markierte. Hier war Ordenshochmeister Ulrich von Jungingen begraben. Hier hatten vier ostpreußische Brüder namens Haedge in der zweiten Schlacht von Tannenberg im Jahre 1914 gekämpft, damals siegreich, und das riesige, protzige Denkmal stand nur zwanzig Kilometer weit entfernt. Einer der vier Brüder, Max, hatte damals einen wertvollen Jagdhund entdeckt, der verwirrt und verängstigt zwischen den Fronten umherlief. Er hatte ihn eingefangen, sich nach dem Besitzer erkundigt und wurde so zum Gutsherrn Medicus geführt, der seine Abstammung bis zu den Florentiner Medici zurückverfolgen konnte. Max Haedge heiratete die einzige Tochter der Medicus', fügte ihren Namen seinem an und übernahm das Gut. Nun diente er in der Luftwaffe. Ein zweiter Bruder, dem man nach der Schlacht befohlen hatte, beim Be-

statten der Gefallenen zu helfen, hatte darüber den Verstand verloren und war in eine Anstalt gebracht worden. Der Familie wurde nur mitgeteilt, dass er an Lungenentzündung gestorben sei. Sie argwöhnten, dass er, wie andere auch, von den Nazis als «unwertes Leben» eliminiert worden war.

Seit Generationen war das Land durchdrungen von preußischer Geschichte und der Geschichte ihrer Familie. Als der lange Treck vom Gelände rollte und auf die Strasse einbog, wussten sie, dass sie für immer gingen. Karl Sasse, der durch den Verlust seines Gutes völlig verstört war, verfiel in eine Depression, von der er sich nicht mehr erholte.

Und Europas Sieger, emsig,
uns're Russen, schwirren 'rum,
Qualm und Russ und Dunst verachtend,
stopfen rasch sich in die Wagen
Kerzen, Weine, Teppichsauger,
Pfeifen, Röcke, Malerei,
Broschen, Schnallen, Tand und Blusen,
Käse, ganze Ringe Wurst,
Schreibmaschinen fremder Schriften,
alle Art von Hausgerät,
Gabeln, Gläser, Schuhe, Kämmе,
Waagen, Teppiche, Geschirr....

Brigitte Boettcher, die jetzt allein in ihrem Einspanner sass, hatte die Brücke über den Pregel bei Norkitten erreicht. Hinter ihr schlossen sich Pierre und Towka an. Brigittes Vater und der restliche Treck fuhren weit vor ihnen. Die Trecks wurden

auf die rechte Seite der Fahrbahn abgedrängt und mussten warten, bis endlose Kolonnen von Wehrmachtfahrzeugen, Panzern und Soldaten die Brücke überquert hatten. Arnica, ihre schöne fünfjährige Trakehner-Stute, wartete geduldig. Arnica hatte Brigittes Vater der Tochter geschenkt, als das Fohlen erst ein paar Monate alt war. Brigitte hatte sie aufgezogen, sie eingetrichtert, eingefahren und liebevoll umsorgt. Es war oft einsam auf dem Hof, vor allem im Winter, und es tat gut, ein so bezauberndes Wesen zu haben, um das man sich kümmern konnte. Sie nannte sie Arnica, Freundin, und Arnica folgte ihr auf dem Gut wie ein Hund.

Stunden vergingen, das Heulen der Stalinorgeln wurde immer lauter, unter den Flüchtlingen breitete sich Angst aus. Überall in der endlosen Reihe beteten Menschen, andere fluchten, manche schrieten, andere weinten. Als ein paar Soldaten an Brigitte vorbeikamen, riefen sie ihr zu: «Worauf wartet ihr denn, die Russen werden bald hier sein, lasst alles stehen und bringt euch zu Fuss in Sicherheit!»

Die geliebte Stute stehenlassen? Die letzte Habe? Das war doch unmöglich! Aber was sollte sie tun? Sie musste weiterkommen, zumal es nicht allein um sie ging, denn sie wusste seit kurzer Zeit, dass sie ein Kind erwartete.

Plötzlich rollte auf der linken Seite, nach den vielen Panzerwagen, eine bespannte Einheit mit ihren Pferdewagen vorüber. Würde es auffallen, wenn sie sich dazwischensetzte? Sie rief Pierre zu, er solle ihr folgen, sie würden in die Kolonne einbrechen. Aber der Kriegsgefangene weigerte sich. «Ich habe

Befehl, hierbleiben.» – «Towka, komm!» – «Nein», rief das Hausmädchen, «ich bleibe bei Pierre.»

Brigitte berührte Arnica leicht mit der Peitsche, und der Einspanner reihte sich in die Wehrmachtkolonne ein, überquerte die Brücke und war auf und davon. Die Rufe der Soldaten, die den Verkehr regelten, ignorierte Brigitte.

Kurz darauf wurde die lange Schlange, die vor der Brücke wartete, von den Russen überholt. Brigitte Boettcher sah weder Pierre noch Towka je wieder.

Unter den Wartenden im Chaos auf den ostpreußischen Straßen befand sich auch ein Teil des Trecks mit dem Gestütspersonal aus Georgenburg. Russische Soldaten hatten versucht, die Pferde zu ergreifen, die an einen der Treckwagen angebunden waren. Wütend ging Jucknat, der Gespann-Kämmerer aus Trakehnen, dazwischen, schrie die bewaffneten Soldaten an und bedrohte sie mit seiner einzigen Waffe, einem Stock. Verblüfft liessen die Soldaten los. Aber der Trakehnen-Treck wurde aufgelöst, und die Familien mussten sich, so gut es ging, allein oder in kleinen Gruppen nach Westen durchschlagen.

Zweiundzwanzig, Höringstrasse.

Noch kein Brand, doch wüst, geplündert.

Durch die Wand gedämpft – ein Stöhnen:

Lebend finde ich noch die Mutter.

Waren's viel auf der Matratze?

Kompanie? Ein Zug? Was macht es!

Tochter – Kind noch, gleich getötet.

Alles schlicht nach der Parole:

NICHTS VERGESSEN! NICHTS VERZEIH'N!
BLUT FÜR BLUT – und Zahn für Zahn.
Wer noch Jungfrau, wird zum Weibe,
und die Weiber – Leichen bald.
Schon vernebelt, Augen blutig,
bittet eine: «*Töte mich, Soldat!*»...

An einer anderen Wegkreuzung, dreissig Kilometer von Königsberg entfernt, dirigierte ein Soldat, der den Verkehr lenkte, Peter Elxnats Vater mit den zwei folgenden Fahrzeugen in eine Richtung weiter, den Treck ab dem vierten Wagen jedoch in eine andere. Von hinten sah Peter, dass der Treck geteilt wurde, hielt die beiden Wagen vor sich an und machte sich zu Fuss auf die Suche nach seinem Vater. Als er zurückkam, sah er, dass die Russen inzwischen da gewesen waren und die drei Wagen und sechs Pferde mitgenommen hatten. Die Gespannführer und Passagiere waren geflohen. Für immer verloren waren alle persönlichen Habseligkeiten der Elxnats, ihre Dokumente und Papiere.

Etwa um dieselbe Zeit wurde an einer anderen Stelle ein Verwandter von Elxnat, der Landwirt Franz Girod, von den Russen gefangengenommen und mit drei oder vier anderen Deutschen gezwungen, tausend Stück Vieh in Richtung Moskau zu treiben. Sie zogen los und kamen nie wieder.

Die Lehmanns hatten alles verloren, doch Bekannte machten in ihrem eigenen Gespann Platz für sie. Sie hatten Osterode verlassen können und zogen mit einem langen Strom von Flüchtlingen langsam von Liebesmühl in Richtung Westen nach Saalfeld, als sowjetische Panzer auftauchten und in die

Trecks feuerten. Wieder liefen die Lehmanns um ihr Leben und versteckten sich in einem Gebüsch. Als Stille eingetreten war, wagten sie sich wieder auf die Strasse zurück. Ein Bild des Schreckens bot sich ihnen: zerschossene Treckwagen mit toten oder sterbenden Pferden. Sowjetische Soldaten machten sich daran, Zivilisten in Reihen aufzustellen, um sie mit Maschinengewehren zu erschiessen. Die Lehmanns liefen in die entgegengesetzte Richtung und entkamen dem Massaker. Aber nun waren sie den Russen ausgeliefert.

Sie wurden gestellt, für kurze Zeit interniert und dann freigelassen. Sie arbeiteten auf Bauernhöfen, die Deutschen gehört hatten und Polen übergeben worden waren. Zuerst arbeiteten sie im Kuhstall, dann fanden die Mutter und Elfriede Lehmann Arbeit in einer Mühle, die von Russen geführt wurde. Wochenlang lebten sie in Angst und Schrecken, denn immer wieder erschienen plötzlich Russen und erschossen grundlos Menschen. Sie sahen, wie viele Menschen deportiert wurden, vermutlich in die Sowjetunion.

Eines Tages schien es auch sie zu treffen. Auf dem Gut Bednarken, wohin die Lehmanns zurückgekehrt waren, erschien eine Truppe von Russen, um die Bewohner, die den ersten Ansturm überlebt hatten, abzuholen. Es mögen fünfzig oder sechzig Menschen gewesen sein, die auf dem Hof zusammengetrieben wurden. Angeblich sollten sie auf einem benachbarten Gut Ausweispapiere erhalten. Die Lehmanns ahnten, was das bedeutete. Völlig unerwartet erschien ein Pole, und Gerd Lehmann entdeckte, dass er ihn kannte – er hatte während der Kriegsjahre in Gerds Heimatort Budszedzen beim örtlichen

Sattlermeister gearbeitet. Der Pole sah ihn und fragte, was er hier täte und ob noch jemand bei ihm sei. Gerd erklärte die Lage und deutete auf Schwester und Mutter. Der Pole sprach mit dem sowjetischen Offizier, der Lehmann erklärte, sie könnten hierbleiben. Die anderen Deutschen wurden abgeführt. Sie kehrten nie zurück.

Am Abend nach ihrem knappen Entkommen an der Brücke erreichte Brigitte Boettcher einen grossen Gutshof, in dem sich viele Soldaten und Flüchtlinge zum Übernachten eingefunden hatten. Sie fand einen Stall für Arnica, fütterte sie und suchte eine Schlafstatt in einem der Räume des grossen Hauses, in dem es von Menschen wimmelte. Todmüde schlief sie trotz des lauten Geschützdonners ein.

Als sie am nächsten Morgen erwachte, war alles still. Sie trat in den Hof und erstarrte vor Schreck. Er war menschenleer – und die Stalltüren waren offen. Der Stall, in dem sie Arnica am Abend zuvor eingestellt hatte, war leer.

Sie war ganz allein, getrennt von ihrem Vater und ihrer Schwester, von denen sie wusste, dass sie eine Tagesreise voraus waren und die sie einzuholen gehofft hatte, getrennt von ihrem Mann, der irgendwo an der Front kämpfte. Und nun auch noch ohne ihr Pferd.

Sie fand jemanden, der ihr erklärte, da der Feind im Anmarsch sei, habe man alle Kühe und Pferde auf die Felder getrieben, damit sie sich an den Heuhaufen Futter holen konnten und nicht in den Ställen verhungerten. In ihrer Verzweiflung ging sie zu ihrem Wagen, den sie in einer Ecke des Hofes abgestellt hatte. Und dort, im hintersten Winkel, stand Arnica,

ihre Arnica, ganz allein. Brigitte konnte kaum glauben, dass sie nicht mit ihren Artgenossen gegangen war, wie es ein Pferd normalerweise tat, sondern allein neben dem Einspanner gewartet hatte. Überglücklich spannte sie sie vor den Wagen, sie stürmten aus dem Hof und bewegten sich in Richtung Westen – wieder einmal keine Minute zu früh...

In die Wagen – gleich Kosaken.
Säbel klingen, Kolben knallen. –
«Alles raus! Ohne Gepäck!»
Machtlos, bleich, wie eine Herde,
steigen aus die Zivilisten,
wer im Pelz, mit Hütchen, Stiefeln,
und zu Fuss, vom Bahnsteig gleich,
treibt man sie zu Sammelpunkten
durch den rosa Schnee der Stadt,
Holt sich dabei diese, jene,
auf wen grade fällt die Lust,
für fünf hitzige Minuten
unterm Schutze einer Tür....

Es wurde Februar, und wieder einmal wünschten sich die Bewohner von Trakehnen verzweifelt die Flucht. Viele von ihnen hatten die Wintermonate unter der Aufsicht von Obersattelmeister Kiaulehn um Preußisch Eylau im westlichen Teil Ostpreußens verbracht – in trügerischer Sicherheit. Doch nun standen wieder die Russen wenige Kilometer entfernt, und wieder herrschte Fluchtverbot. Nur wussten die Menschen nun genau, welche Gefahr auf sie zukam, und die Disziplin zerfiel

mehr und mehr. Hufenbach und eine Gruppe anderer Reitbur-schen erklärten Kiaulehn ohne Umschweife, wenn er sie nicht die Pferde anschirren und die Familien fortbringen liess, würde sich jeder von ihnen ein Pferd und einen Sattel nehmen und allein losziehen.

Kiaulehn war nicht befugt, solche Befehle zu geben, und fragte bei der Kreisleitung um Erlaubnis an. Um ein Uhr mor-gens kehrte er mit dem «Ja» zurück, und noch in derselben Nacht setzte sich der Treck im Tiefschnee in Bewegung. Das Personal und die Familien hatten nur noch das, was sie auf dem Leib trugen, und einen Sack mit einem Minimum an Hab-seligkeiten. Nur Kiaulehn schloss sich mit einem Kastenwa-gen an, der mit seinen Besitztümern hoch beladen war. Der Kastenwagen blieb immer wieder stecken und hielt den Treck auf, während andere ihn aus dem Schnee ziehen mussten. Als sie schliesslich eine Pause einlegten, sagte Hufenbach wütend zu Kiaulehn, wenn die anderen nur jeweils einen Sack mitneh-men dürften, bräuchte er nicht einen ganzen Kastenwagen voll. Wenn er ihn unbedingt mitnehmen wolle, könne er nicht beim Treck bleiben. Kiaulehn weigerte sich, seinen Kasten-wagen aufzugeben, und wurde zurückgelassen.

Keineswegs alle sowjetischen Soldaten vergewaltigten, mor-deten, plünderten und setzten Häuser in Brand. Einige, vor al-lem Offiziere, versuchten, Disziplin zu halten, und beschütz-ten die deutsche Bevölkerung. Sie waren entsetzt über das Ab-schlachten und die sinnlose Zerstörung von Bauernhöfen und Städten, die schliesslich bald zu Russland gehören würden.

Doch ihre Kameraden liessen sich von Vernunftgründen nicht beeindrucken. Einer, der mässigen wollte, war ein ukrainischer Propagandaoffizier mit Namen Lew Kopelew. Er sprach Deutsch und sah die einzelnen Menschen und ihr Leiden und nicht nur den verhassten Feind. Mit der Pistole hielt er betrunkenen Soldaten davon ab, junge Mädchen zu vergewaltigen, und rettete einer Reihe von Deutschen das Leben. Sein Mitgefühl brachte ihm fast zehn Jahre Straflager ein.

Für den jungen Dichter und Artillerieoffizier, der die Verse schrieb, dauerte der Feldzug nur drei Wochen. Irgendwo in einem ostpreußischen Gutshaus in der Nähe der Ostsee, das von der Roten Armee als Hauptquartier benutzt wurde, wurde Hauptmann Alexander Solschenizyn verhaftet. Die Zensoren hatten in seinen Briefen an einen früheren Schulfreund kritische Kommentare über Stalin entdeckt, obwohl er Pseudonyme verwendet hatte. Er wurde von NKWD-Offizieren abgeführt und später zu acht Jahren Gulag verurteilt. Dort versuchte er, sich auf Recht und Unrecht des Geschehenen einen Reim zu machen, und verfasste in Gedanken diesen epischen Gedichtzyklus, den er sich genau einprägte. Er nannte ihn «Ostpreußische Nächte».

«Dann bleibt nur noch das Haff !»

Die Boettchers hörten es heimlich in Radio Beromünster, einem für objektive Berichterstattung bekannten Schweizer Sender, und erstarrten vor Schreck. Martin Heling und Hermann-Wilhelm von Warburg, der Landstallmeister von Braunsberg, erfuhren es von Eisenbahnbeamten im Bahnhof Braunsberg, von wo ein Sonderzug mit Kochs Genehmigung 75 Georgenburger Landbeschäler von Braunsberg aus in Sicherheit bringen sollte. Tausende hörten es entsetzt als Gerücht oder von Soldaten, bevor es schliesslich im deutschen Radio gesendet wurde.

Die Rote Armee hatte, von Warschau aus kommend, die Stadt Elbing im Westen erreicht. Ostpreußen war jetzt vom Feind eingeschlossen und der Weg nach Westen abgeschnitten. Fast.

«Dann bleibt nur noch das Haff!» sagte Vera Pflaumbaum, Brigitte Boettchers Schwester. Alle stimmten zu. Wenn sie ertranken, dann ertranken sie eben. Immer noch besser, als von den Russen gefangen genommen zu werden.

Das Frische Haff war die westlichere der beiden langgestreckten, süsswasserhaltigen Lagunen, die sich vor Ostpreußen an der Ostseeküste entlangzogen. Vom Meer war das Haff durch einen sehr dünnen Landstreifen getrennt, die Frische

Nehrung. Im Winter fror es gewöhnlich zu, und man konnte über das Eis den Weg zwischen den kleinen Dörfern auf der Nehrung und dem Festland abkürzen. Jetzt, im Januar 1945, war das Haff glücklicherweise von einer festen, tragfähigen Eisschicht bedeckt. Frischgefallener Schnee lag auf dem Eis, kaum noch zu erkennen waren Dünen und Wälder auf der Nehrung in einer Entfernung von vier bis zwölf Kilometern. Die Wehrmacht kämpfte verzweifelt darum, die Russen von der Nehrung fernzuhalten und diesen letzten, schmalen Flaschenhals den Flüchtlingen offenzuhalten. Wenn es den Fliehenden gelang, das Haff zu überqueren, konnten sie auf der Nehrung nach Westen ziehen, nördlich von Elbing über noch nicht russisch besetztes Land nach Westen fliehen und Danzig erreichen.

Doch ein schwarzer Streifen zog sich durch die weisse Ebene: eine Fahrrinne, die Eisbrecher der Marine angelegt hatten, damit die neuen U-Boote aus Elbing durch das Pillauer Seetief am östlichen Ende des Haffs ins offene Meer gelangen konnten. Durch diese Fahrrinne wurden auch umgekehrt Waffen und Munition nach Elbing transportiert. Dieser schwarze Streifen trennte Hunderttausende von Flüchtlingen, Tausende von Pferden von ihrer Hoffnung auf eine sichere Ankunft im Westen.

In Braunsberg ging Martin Heling zum stellvertretenden Landrat, mit dem er befreundet war. Dieser erzählte ihm streng vertraulich – denn alles, was über Leben und Tod unzähliger Menschen entschied, wurde streng vertraulich behandelt –, dass über die Fahrrinne eine Holzbrücke gebaut würde. Rasch schmiedeten er und von Warburg Pläne. Wieder würden Tra-

kehrer im Fussmarsch fliehen müssen. Und am 27. Januar, die Russen waren nur noch fünf Kilometer entfernt, strömten einhundert Braunsberger und Georgenburger Hengste aus dem Gestüt Braunsberg. Von Warburg und seinen letzten Gestütsbeamten geführt, trabten sie hintereinander durch das Fischerdorf Alt-Passarge und bei eisigem Schneesturm über das Haff nach Narmeln. Ihr Ziel war Redefin im westlichen Mecklenburg.

Weitere 140 Hengste blieben vorübergehend in Braunsberg, denn von Warburg hatte nicht genug Leute, um sie zu begleiten. So wurden sie einer Veterinäreinheit der Armee anvertraut.

Franz Scharffetter und sein Treck waren im Januar ebenfalls in Braunsberg, wo sie sich einige Tage aufgehalten hatten. Er hatte sechs seiner 22 Pferde mit seinen russischen Arbeitern in Richtung Kallwischken zurückgeschickt, als Kochs Büro die Anweisung zur Rückkehr gegeben hatte. Nun machte auch Scharffetter sich auf den Weg über das Haff, in Sorge um seine Frau und seine vier Kinder, die sich fünfzig Kilometer weiter südlich in Liebstadt befanden. Doch diese waren mitten in der Nacht mit der Nachricht geweckt worden, die Russen näherten sich Elbing. Hastig beluden sie einen Karren, und ein Traktor zog sie gen Westen. Am Morgen kamen sie an Elbing glücklich vorbei und verliessen Ostpreußen wenige Stunden, bevor es eingeschlossen wurde.

Die Braunsberger Gestütfamilien hatten einen eigenen Treck gebildet, und die Helings waren vorausgefahren, um Quartiere

zu suchen. Sie fuhren in einem offenen, mit zwei Trakehner-Rapphengsten bespannten Jagdwagen. Auf dem Bock sass Helings Kutscher Gallinat. Die Temperatur lag bei minus zwanzig Grad, Schnee peitschte ins Gesicht, und die Sicht war auf wenige Meter beschränkt, aber sie trösteten sich damit, dass dieses Wetter auch die feindlichen Tiefflieger fernhalten würde. Bei Alt-Passarge betraten sie das Haff, und als sie an die Brücke kamen, hielten Anni und ihr Mann die zitternden Hengste rechts und links am Backenstück des Fahrzaums und führten sie über die aus Fichtenrundstangen zusammengefügte schwankende Brücke. Auf dem Eis nach Narmeln sahen sie schockiert, wie verzweifelte Flüchtlinge sich zu Fuss vorwärts schleppten. Viele hatten kleine Kinder dabei, und die Kleidung der meisten schützte kaum vor Kälte und Schnee. Eine junge Mutter, die ein kleines Kind auf einem Spielzeugschlitten hinter sich herzog, konnten sie mitnehmen, doch für mehr war kein Platz. Obwohl ihr Jagdwagen bis obenhin mit Futter beladen und mit Tränkeimern behängt war, riefen ihnen die unglücklichen Fussgänger Beleidigungen wie «Hier kommt der Herr Graf!» hinterher.

Schliesslich erreichten sie die Nehrung und mussten feststellen, dass der Alptraum gerade erst anfang. Die schmale Strasse entlang der Dünen war die einzige Verbindung nach Westen, und Fussgänger wie Pferdewagen wurden ständig von Wehrmachtfahrzeugen und endlosen Gefangenenskolonnen in den Schnee und den Sand am Wegesrand gedrängt. Nach zwölf Stunden im Schnecken-tempo erreichten sie nachts das Dorf Stutthof am Ende der Nehrung, gerieten in eine Schneewehe und blieben stecken.

Die Hengste, die nach 75 Kilometern erschöpft waren und bis zum Bauch im Schnee standen, konnten den Wagen nicht herausziehen. Es blieb nichts übrig, als die Pferde auszuspannen. Gallinat führte sie zum nächstgelegenen Haus, einem Gasthaus, in dem es von Soldaten nur so wimmelte. Anni Heling und ihre Mitfahrerin versuchten sich ebenfalls dort warmzuhalten, während ihr Mann den Einspanner bewachte. Plötzlich erschien als Retter in der Not der schon von ferne lauthals schimpfende Franz Scharffetter mit seinem Kallwischker Treck, der vorwiegend aus Frauen bestand. Die beiden Männer und die Frauen aus Kallwischken zogen gemeinsam den Wagen aus dem Schnee und schoben ihn zum Gasthaus. Heling verbrachte den Rest der Nacht in einer eiskalten Scheune und verteidigte mit gezogener Pistole seine beiden Trakehner-Rapphengste gegen marodierende Soldaten.

Am nächsten Tag machte er sich im unaufhörlichen Schneetreiben auf die Suche nach Quartieren für den Braunsberger Treck. Er fand eine stillgelegte Fabrik, in der sie unterkamen, wenn auch nicht sehr komfortabel. Auf seiner Suche traf er einen ihm bekannten Sturmbannführer der Reiter-SS, der den Auftrag hatte, die Insassen des nahe gelegenen KZ Stutthof abzutransportieren. Heling wunderte sich: Wie viele andere Ostpreußen hatte er keine Ahnung gehabt, dass es in der Region ein Konzentrationslager gab. Heling sah nicht, wie die Gefangenen, in der Hauptsache jüdische Frauen, in Trupps von 1'000 bis 1'500 Personen ihre mit Typhus und Pocken verseuchte Lagerhöhle verliessen, geschwächt, ausgehungert, oft ohne Schuhe, unzulänglich gekleidet. Sie wurden nicht «ab-

transportiert» – sie wurden von ihren Wächtern auf Todesmärsche durch Eis und Schnee getrieben und hinterliessen eine dunkle Spur aus Blut und Leichen.

Auch wenn das Überqueren des Haffs ein Alptraum war, hatten die Helings, die Braunsberger- und Kallwischken-Trecks, die es gleich zu Anfang schafften, Glück. Denn wenige Tage später liess die Kälte nach, Tauwetter setzte ein, und das Eis begann zu schmelzen.

Inzwischen gab es ein halbes Dutzend Routen über das Haff. Soldaten hatten Fahrwege auf dem Eis mit Tannenbäumchen und Laternen markiert. Über die Fahrrinne und andere gefährliche Stellen wurden noch mehr Baumstämme gelegt. Die Wege führten diagonal über das Eis, so dass die Strecke etwa zwanzig Kilometer betrug. Soldaten, die an der Küste Ordnung herzustellen suchten, liessen die Flüchtlinge alles ausser dem absolut Notwendigen – Essen, Kleidung, Futter – abladen. Stattdessen mussten zu Fuss marschierende Flüchtlinge mitgenommen werden. Der gesamte Weg über das Haff war von weggeworfenen Habseligkeiten gesäumt.

Am Ufer begann das Eis zuerst brüchig zu werden, und die Soldaten ermahnten die Gespannführer, zum vorderen Wagen einen Abstand von fünfzig Metern zu halten. Doch mit näher heranrückendem Kanonendonner und immer wieder herabstossenden Tieffliegern gerieten viele in Panik und stürmten gleichzeitig auf das Eis. Peter Elxnat musste mit ansehen, wie das Eis brach, Fuhrwerke einsanken, Passagiere und Pferde ertranken. Der Elxnat-Treck zog weiter nach Westen und hielt sich am ersten Tag dicht an der Küste. Am zweiten Tag nutzten

sie einen Schneesturm, der die sowjetischen Tiefflieger fernhielt, und folgten einer der Routen diagonal über das Eis. Als die Sicht so schlecht wurde, dass sie die Bäumchen nicht mehr sahen, hielten sie sich einfach an die Spur aus Menschen- und Tierleichen und zerbrochenen Fahrzeugen. Irgendwo draussen auf dem Haff erfror eine ältere Frau aus einem Nachbartreck. Sie wurde in einen Teppich gerollt und hinten auf den Wagen gelegt.

Einige Wagenführer hatten Metallstollen mitgebracht, die an die Hufe der Pferde geschraubt werden konnten, damit sie einen besseren Halt fanden. Andere Pferde, die lediglich auf ihren eisernen Hufeisen gingen, rutschten ständig aus, fielen auf das Eis, rappelten sich wieder auf und stürzten erneut. Oft waten Pferde und Menschen knietief im Eiswasser und sahen kaum, wohin sie ihre Füße setzten. Das Eis brach auf, und überall öffneten sich Wasserlöcher. Flüchtlinge, die in geschlossenen Landauern sassen, stiegen aus und gingen neben ihnen her oder liessen die Türen weit offen. Wenn das Fahrzeug kippte oder sank, wollten sie nicht in der Falle sitzen. Und die ganze Zeit über sahen sie rechts und links Menschen, die zu Fuss flohen, Verzweifelte, Verwundete, Menschen auf Krücken, Säuglinge in Kinderwagen und auf Schlitten.

Nach drei Tagen auf dem Eis erreichten die Elxnats endlich die rettende Nehrung und stellten wie Tausende anderer Flüchtlinge fest, dass es weder für Menschen noch für Tiere irgendwo etwas zu essen gab. Ihnen blieb nur, was sie noch bei sich hatten. Ausgehungerte Pferde frassen Stroh von den Hausdächern.

Mit aufklarender Sicht, tauchten die sowjetischen Tiefflieger auf und warfen ihre Bomben auf die Flüchtlinge, die sich vor der weissen Unendlichkeit des Eises als schwarze Schlange abhoben. Bomben rissen Krater ins Eis, Wasserfontänen schossen in die Luft. In der Ferne sah man Fahrzeuge, die ebenfalls über das Eis zu ziehen schienen. Doch sie bewegten sich nicht. Es waren ausgebrannte Wehrmachtfahrzeuge, die Toten lagen verstreut um sie herum.

Als Brigitte Boettcher und ihr Treck darauf warteten, um über das Haff zu fahren, versuchten Nazifunktionäre die Stuten Suraja und Suprema zu requirieren. Kurz entschlossen sprangen Vera und Brigitte auf die Pferde und gingen sofort aufs Eis, die anderen hinterher. Es war Nacht. Sie konnten nicht erkennen, ob das Eis vor ihnen trug oder nicht. Schritt für Schritt, Stunde um Stunde, rückten sie im Schneckentempo voran, immer gewärtig, dass der nächste Schritt der letzte sein konnte. Aber sie vertrauten dem Instinkt ihrer Tiere.

Am 2. Februar erhielt der Leiter des Heimatpferdelazaretts I in Königsberg, Stabsveterinär Dr. Ernst Arnold, den Befehl, etwa hundert Hengste aus Braunsberg ins Gestüt Labes in Hinterpommern zu bringen. Der Weg wurde ihm präzise beschrieben und führte durch Elbing, in der Annahme, die Deutschen hätten bis dahin die Stadt zurückerobert. Arnold war sich im Klaren darüber, dass das höchst unwahrscheinlich war und sie ihr Ziel nie erreichen würden. Er verhandelte die ganze Nacht über mit seinen Vorgesetzten, bis er ihnen schliesslich einen schriftlichen Marschbefehl abrang, in dem festgelegt war:

«Dem Kommandoführer ist es überlassen, einen anderen Weg einzuschlagen, wenn ihm der angegebene unratsam erscheint.»

Am nächsten Tag wählte Arnold mit Hilfe eines angesehenen Braunsberger Züchters 103 der besten Trakehner-Hengste und elf reinrassige Ermländer Zugpferde aus. Mit 90 Männern der Lazarettmannschaft und 75 russischen Hiwis, die die Pferde ritten und führten, sowie mit Verpflegung für Mensch und Tier auf mehreren Trosswagen setzten sie sich westwärts nach Frauenburg in Bewegung. Auch sie wurden von sowjetischen Fliegern angegriffen, was die Pferde in Verwirrung stürzte und die Kolonne zum Halten zwang, bis sich die Lage wieder beruhigt hatte. Sie hatten keine Opfer zu beklagen, und Arnold sah mit Erleichterung, dass die Russen ausgezeichnete Reiter waren.

Glücklicherweise war das Haff inzwischen wieder vollständig zugefroren. Das Eis war spiegelglatt. Zu Arnolds Pferdetrack waren 360 Truppenpferde gestossen, teils mit Reitern, teils von Soldaten geführt. Hufschmiede, die zu diesem Zweck am Ufer postiert waren, nahmen den Pferden ihre Eisen ab. Auf dem Weg über das Eis nahmen sie Zivilisten auf, die verwundet oder deren Wagen von sowjetischen Tieffliegern zerstört waren. Ein Ermländer stürzte, brach sich ein Bein und musste erschossen werden.

Die Zuchthengste waren nach der langen Passivität und dank des Krafftutters in Braunsberg regelrecht ausgelassen und richteten unter den Zivilgespannen immer wieder ein Durcheinander an. Arnold liess die ruhigeren Armeepferde wie geplant nach Stutthof weiterziehen und schlug sich mit seinen Hengsten nach Norden durch, über die Dünen zur Ostseeküste und marschierte am Strand entlang. Es war, wie er

sich später erinnerte, «ein grausig-schönes Bild, als die Pferde mit ihren Reitern in langer Reihe über die Dünen zogen, hell erleuchtet vom Feuerschein des etwa zwölf Kilometer entfernten liegenden Städtchens Tolkemit, das lichterloh brannte».

Als die Nehrung hinter ihnen lag, hatten es die Flüchtlinge etwas leichter. Sie liefen wieder über feste Strassen, Essen und Futter waren leichter zu bekommen. Doch vor ihnen lagen noch der Fluss Nogat und dahinter die breite Weichsel. Kanonendonner und brennende Städte erinnerten sie ständig, dass die Russen von Süden herandrängten. Auch hier stauten sich Tausende und Abertausende von Flüchtlingen vor den wenigen Brücken, während die Armee auf Vorrang für Soldaten und Waffen bestand.

Der Dohna-Sasse-Treck erlebte bange Stunden, als er sich den rutschigen, eisbedeckten Damm im Weichsel-Delta entlangquälte. Die Menschen gingen neben den Pferden her und hielten sie an den Köpfen, um zu verhindern, dass sie ausrutschten und das Steilufer hinabstürzten. Plötzlich lag ein totes Pferd auf dem Weg. Da Pferde nicht an toten Artgenossen vorbeigehen, rührten sich auch die Tiere des Dohna-Sasse-Trecks nicht mehr von der Stelle. Die Verzögerung kam ihnen wie eine Ewigkeit vor, nichts ging mehr, nicht vorwärts noch rückwärts. Endlich kam ihnen eine Gruppe Volkssturmänner zu Hilfe und zerrte das tote Tier das Ufer hinunter. Sie konnten weiterziehen.

Unterwegs begegneten sie einer Gruppe älterer Wehrmachtssoldaten und freuten sich, die beiden wiederzusehen, die ihre russischen Kriegsgefangenen in Sabloczyn bewacht hat-

ten. Die Landser hatten Schreckliches zu erzählen: In der Gegend von Elbing waren die russischen Kriegsgefangenen in einem riesigen Lager untergebracht. Als die Rote Armee ankam, fuhren ihre Panzer in das Lager und zermalmten die Gefangenen – die eigenen Landsleute und Kameraden.

Danzig war immer noch in der Hand der Nazis. Brigitte Boettcher sah Tote an Laternenpfählen hängen – Deserteure oder Stadtbewohner, die zu fliehen versucht hatten. Bald trafen sie auf ein Kommando NS-Leute, die den Melkersohn Manek packten und ihn zum Bau von Befestigungen zu verschleppen versuchten. Es kam zu einem heftigen Streit, Brigitte versuchte, ihn zu sich zu ziehen, sein kleinerer Bruder Staszek weinte. Es folgte ein Tauziehen, und die Nazis nahmen Manek mit. Staszek, der nicht von seinem Bruder getrennt werden wollte, folgte ihnen. Brigitte erfuhr nie, was aus ihnen geworden ist.

Ein Teil des Trakehner Trecks kam bis in die Nähe von Danzig, aber dann wurden ihre Pferde von der Armee beschlagnahmt. Ohne Transportmittel kamen sie nicht weiter. Die meisten blieben in der Gegend, liessen sich dort nieder und erreichten nie den Westen.

In Stutthof war es Martin Heling gelungen, seinen Jagdwagen gegen einen Schlitten einzutauschen. Als am 1. Februar der Schneefall aufhörte, machten sie sich auf den Weg nach Westen. Zum Glück konnten sie die Weichsel rasch überqueren und erreichten Danzig, wo es jedoch regnete, der Schnee schmolz und der Schlitten nur noch mühsam vorwärtskam.

Heling stellte ihn in einer stillen Seitenstrasse ab und ging zur Landwirtschaftskammer und dem Generalkommando, um Landkarten zu besorgen und den Schlitten, wenn möglich, gegen ein anderes Fahrzeug einzutauschen. Als er zurückkam, fand er neben dem Schlitten einen Georgenburger Gestütswagen mit dem Gestütoberrentmeister Baller. Ein Teil des Georgenburger Trecks hatte mitsamt den Büroangestellten und allen Papieren eine andere Route nach Westen eingeschlagen und war im Landgestüt Preußisch Stargard am westlichen Weichselufer gelandet. Aber da die Russen von Süden her vorstießen, hatte der dortige Landstallmeister von Kriegsheim das ganze Gestüt nach Danzig geschickt, wo die städtische Veterinärabteilung ihren Schienentransport ins pommersche Labes organisiert hatte. Am nächsten Morgen um sieben Uhr sollten sie fahren! Heling konnte das glückliche Wiedersehen und die gute Nachricht kaum glauben.

Am nächsten Morgen machten sie es sich so gut es ging auf dem Stroh der Viehwaggon bequem und richteten sich auf eine viertägige Reise nach Labes ein. Heling betonte später, wie freundlich in diesen schwierigen Zeiten die Menschen zueinander gewesen seien. «Wie treu, wie anhänglich, von wie anständiger Gesinnung und Haltung, wie taktvoll sich ausnahmslos alle benahmen, erlebten wir erst ganz in der viertägigen Fahrt im Eisenbahnwaggon – angesichts der bei dieser langen Reise unabwendbaren gewissen Peinlichkeiten...»

Durch einen glücklichen Umstand hielt der Zug im Bahnhof Köslin, wo Helings Schwester lebte. Einem Impuls folgend, übergab er die Verantwortung für den Treck an die drei erfah-

rensten Gestütsbeamten, und er und seine Frau stiegen aus. Sie wollten wissen, was aus ihrem fünfzehnjährigen Sohn Dietrich geworden war. Sie hatten von ihm nichts mehr gesehen oder gehört, seit sie ihn einige Tage vor ihrer eigenen Abfahrt mit einem Onkel zu Fuss über das Frische Haff geschickt hatten, damit wenigstens er nicht den Russen in die Hände fiele. Tatsächlich stürzte er trotz der noch frühen Morgenstunde im Nachtgewand in die Arme seiner glücklichen Mutter. Dietrich und sein Onkel hatten die Nehrung wohlbehalten erreicht und waren mit einem Schiff der Kriegsmarine nach Neufahrwasser bei Danzig gelangt. Als sie in einen Zug nach Westen gestiegen waren, hatten sich schreckliche Szenen abgespielt – sowjetische Bomber legten den Bahnhof in Schutt und Asche. Sie wurden zwar nicht verletzt, mussten aber den Rest des Weges nach Köslin in einem eiskalten Waggon ohne Fenster und Türen verbringen.

Das Ende Trakehnens

Vor der sowjetischen Invasion waren Westpreußen, Schlesien, Pommern und Mecklenburg von den Ostpreußen als weit ausserhalb der russischen Reichweite liegend und damit als sicher betrachtet worden. Man hatte Kinder dorthin geschickt, die Ostpreußische Stutbuchgesellschaft hatte viele junge Pferde zu dortigen Züchtern in Pflege gegeben. Die Sasses hatten Kleidungsstücke zu Freunden in die Lausitz geschickt, die Dohnas hatten einige ihrer Kinder zu ihrer Grossmutter nach Bad Muskau an der Neisse gebracht und zwei Wagenladungen Kleider, Bettwäsche und Pelze zu einem Freund auf die andere Weichelseite geschickt, falls sie ohne ihr Hab und Gut fliehen müssten. Viele Evakuierte wohnten jetzt dort und warteten darauf, wieder nach Hause zurückkehren zu können. Im November hatte der Von-Zitzewitz-Treck aus Weedern auf dem Gut von Annas Neffen in Gross-Ganssen bei Stolp Zuflucht gefunden, wie schon im Ersten Weltkrieg. Während dieses ersten Aufenthalts vor drei Jahrzehnten war der prachtvollste Hengst Bulgarenzar geboren worden. Er wurde später einer der besten Landbeschäler in Georgenburg. Im Winter 1944 allerdings kam kein zukünftiger Starhengst in der Weederner Herde zur Welt.

Doch Stalin war entschlossen, noch vor den westlichen Verbündeten Berlin zu erreichen. Seine Armeen drängten unablässig nach Westen und Norden, eroberten Stück für Stück die Gegenden entlang der Ostseeküste und zielten auf das Herz Deutschlands. Inzwischen waren Millionen von Deutschen auf der Flucht, und viele von ihnen steuerten die Küstenstädte und Häfen an, in denen die Marine eine umfangreiche Seerettungsaktion organisiert hatte.

In Gross-Gansen erkannte Anna von Zitzewitz, dass sie weiterziehen mussten. Der Treck aus Weedern war zwar heil angekommen, aber der Treck aus ihrem Gut Kleszowen, der einen Tag später aufgebrochen war, war den Russen in die Hände gefallen, und alle zweihundert Menschen und eine grosse Zahl von Mutterstuten waren ums Leben gekommen. Anna wusste, was sie riskierten, wenn sie blieben. Dennoch weigerten sich ihre Landarbeiter und das Gestütspersonal zu gehen, so gut sie ihnen auch zuredete. Viele Frauen hatten Angst um ihre Männer, die im Volkssturm die Heimat verteidigten. Und sie wollten rechtzeitig zur Frühjahrssaat zurück sein, sonst gäbe es in diesem Jahr nichts zu ernten. Schliesslich war die Vorstellung, sich wieder durch tobende Schneestürme und bittere Kälte ins Ungewisse zu begeben und dabei immer Gefahr zu laufen, von feindlichen Fliegern erschossen oder von Panzern zermalmt zu werden, für viele unerträglich. So brach Anna von Zitzewitz allein mit ihren beiden Kindern, der zwölfjährigen Erdmute und dem dreizehnjährigen Eberhard, ihrer Mutter, Berta von Sperber, drei weiteren Frauen, einer zweiten Familie und zwei belgischen Kriegsgefangenen auf und nahm 74 ihrer besten Pferde mit.

Man fuhr zwei- oder vierspännig, die anderen Pferde wurden geritten oder geführt. Die übrigen Tiere musste Anna widerstrebend in Pommern zurücklassen. Der erste Treck im Oktober war noch einigermaßen glimpflich verlaufen. Diesmal jedoch kämpften sie ums Überleben.

Johanna Sasse, mit Mann, Mutter, Schwestern, einer sehr alten Tante und dem gesamten Treck, war auf dem verlassenen Gut eines Herrn von Bülow in Pommern untergekommen. Nachts schlief die Familie auf zusammengeschobenen Sesseln, die Kinder auf einem am Boden ausgebreiteten Pelz. Johanna lag noch wach, als sich die Tür öffnete, eine grosse, magere Gestalt hineinschaute und fragte, ob es noch Platz gäbe. Der Fremde hatte eine Luftmatratze dabei. Johanna rückte zur Seite, sie sassen auf der Luftmatratze, und da beiden nicht nach Schlafen zumute war, unterhielten sie sich die ganze Nacht, so wie man sich mit einem Unbekannten unterhält, den man nie wieder im Leben zu sehen glaubt. Am nächsten Morgen wachte ihr Mann auf und erblickte den Fremden, der verwundert zurückstarrte. «Donnerwetter! Herr Sasse!» – «Fürst Dohna! Wo kommen Sie denn her?» Der Fremde war Alexander zu Dohna-Schlobitten, der seinen grossen Treck nach Westen führte und sich verirrt hatte, während er den nächsten Abschnitt der Reise auskundschaften wollte. Die beiden Männer hatten im selben Regiment gedient. Am nächsten Morgen schloss er sich der Sasse-Haedge-Medicus-Familie und ihrem Treck an. Für ihn war es, wie er später schrieb, «eine angenehme Abwechslung, endlich wieder einmal mit hübschen

jungen Damen über anderes als den Treck zu sprechen und mit der jüngsten einen amüsanten Flirt zu beginnen».

Zwei Tage später fand Dohna seinen eigenen Treck wieder, und die beiden Trecks vereinigten sich, eine endlose Reihe von Wagen, Pferden und Menschen. Dohna und Sasse durchschauten die Lügen des Regimes und wussten, dass sie sich so weit wie möglich nach Westen durchschlagen mussten, wo sich Amerikaner und Briten befanden. Es war aber nicht leicht, alle ihre Leute davon zu überzeugen, denn einige glaubten immer noch blindlings an den Mythos von den «Wunderwaffen», die dem Krieg ein Ende setzen würden. Und je weiter sie nach Westen kamen, desto mehr drängten sie darauf, lieber bald wieder nach Hause zurückzukehren, um zu pflügen und zu säen.

Dohna preschte gewöhnlich auf seinem Pferd Ollo oder in einem leichten Einspanner voraus, sammelte Informationen darüber, welche Routen offen waren, und organisierte Übernachtungsquartiere. Sein Name und seine auffällige Erscheinung – Militärpelz und russische Pelzmütze-, aber auch die Grösse des Trecks machten Eindruck. Er war mit zahlreichen Schloss- und Gutsbesitzern verwandt, kannte viele andere, und so fuhren sie von einem grossen Besitz zum anderen, wo sie meist gut gepflegt und untergebracht wurden.

Immer wieder stauten sich Tausende verzweifelter Flüchtlinge in endlosen Schlangen vor den Brücken, während die Armee ihre Soldaten und Waffen durchschleuste. Drei Tage und Nächte warteten die Sasses und Dohnas bei Temperaturen, die zeitweise auf minus dreissig Grad absanken, vor der Auto-

bahnbrücke über die Oder südlich von Stettin, durchgefroren bis auf die Knochen und voller Angst, die Russen würden sie noch einholen.

Irgendwo in dieser eisigen Schneewüste erfror ein Baby auf ihrem Treck, obwohl es dick in Decken eingewickelt war. Wie zahllose andere wurde es am Wegesrand im Schnee begraben. Man konnte nur einen Augenblick anhalten, dann musste es weitergehen.

Sofern sie nicht mit ihrem zweijährigen Sohn im Wagen sass, ging Johanna Sasse neben dem Treck her und hielt das Reitpferd ihres Mannes, einen schwarzen irischen Vollblüter, am Leitzügel. Dabei schlang sie den Zügel um die Finger ihrer rechten Hand. Mit der Zeit wurden die Finger in der Kälte steif und taub. Sie waren erfroren. Ein Arzt wollte sie amputieren, doch Johanna Sasse weigerte sich. Durch Kneten, Massieren und, wenn möglich, Wechselbäder in warmem und kaltem Wasser gelang es ihr, die Finger nach und nach wieder zum Leben zu erwecken.

Irgendwo anders in der weissen Wüste wollte Helmut Hufenbach, der seinen Wagen vom Sattel führen musste, nicht absitzen. Er hatte Angst, dass seine erfrorenen, erstarrten Beine unter seinem Gewicht zerbrechen würden. So schlief er nachts auf dem Pferderücken liegend, seine Arme um den Hals des Tieres gelegt.

Obleich das Donnern der näher rückenden Front immer lauter zu hören war, so nah wie früher in Ostpreußen, herrschte in Pommern Treckverbot. Der grosse Dohna-Sasse-Medicus-

Treck machte Station auf einem kleineren Gut. Vollgepackte Treckwagen standen vor der Tür, doch die Besitzerfamilie war noch nicht losgezogen. Als man sie danach fragte, erzählten sie, dass ein Vetter von einem benachbarten Gut kurz davor unerlaubt losgetreckt war. Er wurde von einer SS-Streife angehalten und auf der Stelle mit drei weiteren Personen erschossen. Ihre Leichen baumelten jetzt an der Chaussee.

Derweil wurde das Reichsernährungs- und Landwirtschaftsministerium in Berlin ausgebombt. Seyffert evakuierte sein Amt nach Neustadt an der Dosse und nahm die Familie mit. In Neustadt gab es ein Hauptgestüt, in dem die Brandenburger Zucht entwickelt wurde, und ein Landgestüt, in dem die Brandenburger Hengste gehalten wurden. Dort stand Seyffert bald im Mittelpunkt der Aktivitäten – er organisierte Evakuierungen, kämpfte um Transportmittel, verhandelte mit der Wehrmacht und den Parteibehörden und regelte die Finanzen. Als die Rote Armee weiter nach Westen und Norden vordrang, wurden die verschiedenen deutschen Gestüte mit ihren ausgedehnten Stallungen und Einrichtungen zu Zwischenstationen für die Flucht der Zucht nach Westen.

Die ganze Zeit über hielt Seyffert Kontakt zu den Landstallmeistern, die ihm, so gut es ging, von unterwegs Bericht erstatteten. Oft waren das nur noch hastig hingeworfene Notizen auf Heftpapier, lange handschriftliche Kritzeleien – besonders von Heling –, Postkarten, Telegramme, und – wenn man noch eine funktionierende Leitung erwischte – auch Anrufe.

Seyffert kümmerte sich intensiv um die Rettung der Trakehner. Tiefe Sorge um seine Züchter und Pferde durchdrangen die preußische Formalität seiner offiziellen Korrespondenz. Als Marienwerder kurz davor stand, überrannt zu werden, und er Landstallmeister Hans Ehlers telefonisch nicht erreichte, musste Seyffert ihn per Einschreiben wissen lassen, dass es ihm nicht möglich gewesen war, Transport für die Pferde aufzutreiben, und fügte hinzu: «Ich bin sehr bedrückt, dass ich Ihnen in Ihrer verzweifelten Lage von hier aus nicht helfen kann.» Er schrieb die üblichen Formeln der Siegesgewissheit – man wusste nie, wer den Brief lesen würde –, bat Ehlers dann aber eindringlich, seine Angehörigen und die Familien der Mitarbeiter so bald wie möglich in Sicherheit zu bringen. «Ich bitte Sie, was immer auch geschieht, einen kühlen Kopf zu bewahren... meine Gedanken sind mehr denn je bei Ihnen.»

Ehlers konnte zahlreiche seiner Pferde zu Fuss nach Labes bringen, aber es blieb kaum eine Verschnaufpause, solange die sowjetische Dampfwalze weiterrollte. Am 23. Februar erhielt Seyffert ein Telegramm aus Labes: «EHLERS NACH **KÖSLIN MIT ETWA 70 HENGSTEN ZIEL SWINEMÜNDE.**» Hans Ehlers war mit seinen Pferden schon fast an der Elbe, als sie von den Russen gestellt wurden. Er selbst entkam in den Westen. Der Landstallmeister von Labes, Althaus, versuchte, zu Fuss mit seinen Hengsten zu entkommen, aber sie wurden gefangengenommen. Althaus traf eine Kugel, und er fiel tot aus dem Sattel.

Insgesamt 115 Georgenburger Hengste waren nach Labes evakuiert worden, und bevor die Russen eintrafen, konnte He-

ling 60 von ihnen nach Neustadt schicken. Weitere fünf waren auf Station. Die restlichen 60 vertraute er seinem treuen Oberwärter Baiszuweit an, und am 4. März brachen auch sie nach Neustadt auf. Doch am nächsten Tag wurden sie von sowjetischen Panzern und Soldaten eingekreist. Baiszuweit wurde gefangengenommen und die Pferde nach Labes zurückgeschickt. Ihr weiteres Schicksal ist unbekannt.

Inzwischen hatten Heling und seine Frau Neustadt an der Dosse in Brandenburg erreicht, wohin von Zwion aus eine Stutenherde per Bahn geschickt worden war und wo die Seyfferts lebten. Helings Sohn Dietrich, der vor ihnen eingetroffen war, hatte sich mit den beiden Seyffert-Söhnen angefreundet und wohnte bei ihnen, während seine Eltern wegen der Wohnungsknappheit in der Stadt bei Freunden in einem nahe gelegenen Dorf Unterkunft fanden.

Heling hatte seit Langem erkannt, dass die einzige Hoffnung auf eine Rettung der letzten Reste der Trakehner-Zucht und auf einen Neuanfang westlich der Elbe lag, in dem Teil Deutschlands, der voraussichtlich von den Briten und Amerikanern kontrolliert werden sollte. Aber das wagte er nicht laut zu sagen, denn noch im März 1945, als fast schon das gesamte Land überrannt war, versprach die Propagandamaschine einen glorreichen Sieg, und wer immer dies anzweifelte, wurde wegen Defätismus bestraft. Glücklicherweise hatten die Ostpreußen mehr Bewegungsfreiheit als die Ortsansässigen, und so konnte Heling ohne Angabe von Gründen die dreissig Georgenburger Hengste nach Celle bringen lassen. Ausserdem

sandte er Kuriere – Schreiben oder Telefonieren wäre zu gefährlich gewesen – an andere Gestüte, in denen seine Pferde standen, und bat darum, sie möglichst bald und unauffällig zu Fuss nach Celle zu schicken.

Der Landstallmeister von Neustadt, Hans Güntzel, verhielt sich seinen heimatlosen Kollegen gegenüber freundlich, entgegenkommend und hilfsbereit, aber er war auch ein unbelehrbarer Nazi. Als Heling Güntzel vorsichtig nahelegte, die Evakuierung Neustadts zu planen, lehnte Güntzel kategorisch ab. Er setzte ein unerschütterliches Vertrauen in den Führer, war voll und ganz davon überzeugt, Hitler habe «Wunderwaffen» und würde sie einsetzen, wenn der richtige Zeitpunkt gekommen war.

Der April brach an, und die Zeit wurde knapp. Heling bat Seyffert inständig, ihm die Verlegung seiner Verwaltung und des Rests seiner Hengste nach Celle zu gestatten. Zuerst willigte Seyffert nicht ein und argumentierte, die westlichen Alliierten würden die Elbe sicher vor dem Treck aus Neustadt erreichen und ihnen den Übergang über den Fluss verwehren. Doch schliesslich gab er unter der Bedingung nach, dass sie mit der Eisenbahn fahren.

Das war leichter gesagt als getan. In dieser chaotischen Phase des Krieges, in der Millionen von Flüchtlingen nach Westen strömten, waren Züge kaum noch zu bekommen. Zudem verlief die einzige noch intakte Bahnstrecke nach Westen über Rathenow und war nicht staatlich, was bedeutete, dass sie nur über eine sehr begrenzte Anzahl von Waggons verfügte. Doch der Bahnhofsvorsteher kannte Heling persönlich und er-

klärte, als «ehemaliger Kavallerist» brächte er es nicht über sich, Ostpreußen daran zu hindern, im Westen die Freiheit zu erlangen.

Irgendwie beschaffte er ein paar Waggons, und Heling musste sich damit begnügen, zwölf Hengste, sein Büropersonal, ein paar weitere Georgenburger und seine Akten zu verladen. So verliessen sie am Abend des 6. April Neustadt. Der Bahnhofsvorsteher prophezeite, dies sei der letzte Zug, bevor die Russen kämen.

Sie erreichten Rathenow – und blieben stehen. Der dortige Bahnhofsvorsteher weigerte sich kategorisch, sie weiterzuschicken. Nach endlosem Bitten und Betteln versprach er Heling vage, «als ehemaliger Kavallerist» werde er den nächsten passierenden Zug gegen die Anweisungen anhalten. Und tatsächlich fuhr in den frühen Morgenstunden ein Zug mit Verwundeten der SS ein und wurde gestoppt. Die SS-Ärzte waren sehr entgegenkommend. Sie bedauerten, dass sie die Georgenburger nicht bis Celle mitnehmen konnten, boten ihnen aber an, sie wenigstens bis zum Bahnhof Isenhagen-Hankensbüttel zu bringen, von wo aus eine Nebenstrecke nach Celle führte.

Die Georgenburger erlebten eine gefährliche Fahrt, auf der sie immer wieder von Tieffliegern angegriffen wurden. Dennoch erreichten sie unverletzt Isenhagen-Hankensbüttel. Das erste, was Heling sah, war eine Lokomotive unter Dampf, er rannte und bat die Eisenbahner, sie mitzunehmen. Wieder hiess es, dies sei der letzte Zug, und sie hätten schon mehr Waggons als erlaubt angehängt. Doch auch dieser Bahnhofsvorsteher gestand – Heling traute seinen Ohren kaum –, er sei ein «alter Kavallerist». Und so liess er die Georgenburger ankoppeln, und sie fuhren, zu ihrer ungeheuren Erleichterung,

noch in derselben Nacht in den verdunkelten Bahnhof von Celle ein. Den Rest der Nacht verbrachten sie in der Junggesellenwohnung des Celler Landstallmeisters Korndorff, und frühmorgens am 8. April entluden sie die Hengste. Am Nachmittag wurde der Bahnhof von Celle von britischen Bombern verwüstet. Ihr Zug war einer der beiden letzten gewesen, die noch heil angekommen waren.

Im Gestüt Neustadt hielt sich auch Otto Fiege auf. Er war im Oktober 1944 alleine – sechzehn Jahre alt – mit den zwei Hauptbeschälern Termit und Cornut per Bahn von Zwion geschickt worden. Der Zug erreichte Berlin, als es gerade bombardiert wurde. Zum Glück blieben die Hengste ruhig, aber trotzdem hatte Otto Fiege Angst. Er war zum ersten Mal von Trakehnen weg und hatte keine Ahnung, wo sich seine Familie aufhielt. Er wurde von Landstallmeister Güntzel freundlich aufgenommen und durfte seine Ausbildung in Neustadt fortsetzen. Auch seine Familie kam nach und blieb dort.

Wenige Tage nach der Abreise der Georgenburger arbeitete Otto Fiege zusammen mit einem alten Gestütsbeamten in der Nähe des Schlosses. Zwischen den Gebäuden stehend, zu seiner Linken die Ställe der Landbeschäler, zur Rechten die der Zugpferde, sah er die Dosse ruhig durch nahe gelegene Wiesen fließen. Plötzlich sagte der ältere Mann leise: «Oh, die Russen kommen.»

Wie aus dem Nichts kamen russische Soldaten angaloppiert. Sie öffneten die Ställe, holten fünf der besten Hengste heraus und ritten auf ihnen davon. Ihre eigenen kleineren Pferde lies-

sen sie zurück. Es war zu spät, noch an ein Entkommen zu denken. Die Leute vom Gestüt waren umstellt und wurden genau beobachtet. Am 2. Mai übergab Güntzel das Gestüt in aller Form an einen hochrangigen sowjetischen Offizier. Vielleicht erwartete er, selbst ebenso korrekt behandelt zu werden. Stattdessen gab man ihm zwei Stunden Zeit, um die Residenz des Landstallmeisters zu räumen. Sein Hab und Gut wurde beschlagnahmt, er wurde verhaftet und in Brandenburg interniert. Dort fürchtete er wie Tausende anderer, zur Zwangsarbeit in die Sowjetunion deportiert zu werden.

Zwei Wochen nach der Verhaftung Güntzels beobachteten die Gutsarbeiter etwas, das wie die Ankunft einer Expertenkommission aussah. Ein roter Teppich wurde ausgerollt, und die Pferde wurden nacheinander vorgeführt. Dann wurden sie auf Züge verladen, begleitet vom entrüsteten Protest der Deutschen, denn man achtete nicht darauf, dass die Fohlen bei den richtigen Müttern blieben. Ein junges Fohlen, das von seiner Mutter getrennt wird, geht meist zugrunde. Hengste wurden gemeinsam eingeladen und nicht angebunden – es war zu befürchten, dass die temperamentvollen und rivalisierenden Tiere sich gegenseitig schwer verletzen würden. Wie viele ihr Ziel erreichten und in welchem Zustand, erfuhr man nie.

Das Hauptgestüt Neustadt füllte sich mit Panzern und Lastwagen. In den ehemaligen Pferdeställen waren jetzt Kühe, Schweine und Schafe untergebracht, die für die Versorgung der Bevölkerung des sowjetischen Sektors von Berlin gebraucht wurden.

Peter Elxnat hatte mit seinem Treck Danzig im Januar erreicht und dann, unter grossen Schwierigkeiten, die Oder bei Swinemünde überquert. Während andere Ostpreußen weiter nach Westen strömten, zogen sie südwärts, Richtung Dresden. Denn seine junge Frau, die von dort stammte, hatte vor wenigen Tagen ihren ersten Sohn geboren.

Als sie nach einer Fahrt von 1'200 Kilometern ankamen, fanden sie Dresden vollständig zerstört vor. Der Treck konnte nicht bleiben. Durch die Familie seiner Frau fand Elxnat ein Gut bei Neukirchen, nicht allzuweit entfernt, wo er Pferde und Wagen unterbringen konnte. Seine Stuten hatten unterwegs gefohlt, die Jungtiere waren am Leben und gesund, aber Elxnat musste sie dennoch tragischerweise erschiessen, um ihnen einen grausamen Tod durch Kälte, Hunger oder Erschöpfung zu ersparen. Zufällig erfuhr er, dass einige Hengste aus Georgenburg im nahe gelegenen Gestüt Moritzburg untergebracht waren, unter anderem Portwein, den er schon einmal für seine Stuten verwendet hatte. Er liess Portwein nach Neukirchen bringen, seine Stuten wurden gedeckt und arbeiteten dann auf dem Feld. Doch wenige Wochen später näherten sich die Russen, und sie mussten erneut fliehen.

Im Oktober 1944 war Barbara von Sperber mit ihren sechs Kindern und den Überresten des Trecks heil auf dem Gut ihres Bruders im sächsischen Nauendorf angekommen. Zu ihrer grossen Freude waren die achtzig Pferde, die sie auf Lenken zurückgelassen hatte, schon vor ihr eingetroffen – jemand, vermutlich ein höherer Wehrmachtsoffizier, hatte den Zettel auf ihrem Schreibtisch gelesen und getan, worum sie gebeten hatte.

Unglücklicherweise waren die Pferde mehrere Tage und Nächte ohne Futter und Wasser in offenen Waggons durch die eisige Kälte gefahren. Sie waren geschwächt, und einige, vor allem die Jährlinge, starben bald an Erschöpfung oder Krankheit. Die Ankunft einer solchen Menge von Tieren hatte die Gemeinde schwer belastet. «Bärbel, nee, nee», meinte der Bürgermeister besorgt, «wo soll ich sie denn alle unterbringen?» Doch mit Hilfe von Freunden konnten sie die Pferde gegen Verpflegung an Bauernhöfe und Gutshöfe in der Umgebung verleihen.

Der Winter verging ohne besondere Ereignisse, im Frühling kamen die Amerikaner und besetzten das Gebiet, aber im Mai wurden Sachsen und Thüringen an die Sowjets übergeben. Viele Pferde wurden weggeholt oder verschwanden einfach. Die besten Stuten versuchten sie in einer Scheune zu verstecken, doch die Pferde drohten sich durch Wiehern zu verraten. Ein Waldversteck war zu verschlammt.

Bald jedoch waren die Sperbers selbst in Gefahr. Eines Tages erhielten sie den Befehl, das Notwendigste zu packen, sie würden abgeholt. Barbara versuchte, Zeit zu gewinnen, und weigerte sich, ohne ihren Mann, der unterwegs war, fortzugehen. Dann versteckten sie sich ein, zwei Tage, sahen aber ein, dass das keinen Sinn hatte. Ein freundlicher Polizist, der sie abholen sollte, riet ihnen, einige ihrer sechs Kinder bei Freunden zu lassen. Er sagte in breitem Sächsisch: «Das is nich richtig, was se mit Ihn machen, Madam.» Ihre jüngsten Kinder, vier Monate und zwei Jahre alt, wurden von der Pfarrersfamilie aufgenommen, das dritte kam zur Pflege bei freundli-

chen Bauern in einem Nachbardorf. Doch der Polizist wurde unruhig: Er würde Ärger bekommen, wenn sie zu lange zögerten. Die Dorfbewohner waren entrüstet, vor allem als sie sahen, wie die alte Mutter fortgebracht wurde. Der erste Halt war die Russische Kommandantur, wo ihnen gesagt wurde, dies sei eine Angelegenheit für die deutschen Behörden. Man schickte sie zur Bezirksverwaltung, die fand, es sei unrecht, Flüchtlinge so zu behandeln, und sagte, wenn der Bürgermeister einverstanden sei, könnten sie nach Hause gehen. Der Bürgermeister war einverstanden, und sie kehrten masslos erleichtert um, vorläufig gerettet.

Doch das Erlebnis hatte sie aufgeschreckt, und nicht lange darauf sassen sie in einem Lastwagen und steuerten die Zonengrenze an. Man schoss auf sie, eine Flüssigkeit rann an ihnen herab. Doch es war nur eine geborstene Sirupflasche, die über ihnen verstaubt war. Sie erreichten unverletzt den Westen.

Gegen Ende Februar hatten Brigitte Boettcher und ihre Familie das Gut des Regimentskameraden ihres Mannes südlich von Neubrandenburg erreicht, auf dem sie ihre Flitterwochen verbracht hatte. Seine energische Frau bestand darauf, dass sie für sie arbeiteten – Arnica wurde auf den Acker geschickt, und Brigitte musste ihren Kindern Unterricht geben.

Zwei Monate später waren die Russen nachgerückt, und sie mussten erneut fliehen. Als sie sich zum Aufbruch rüsteten, war ihre Gastgeberin verschwunden. Sie entdeckten sie im Schlafzimmer mit ihren beiden Kindern und einem Revolver in der Hand. Die energische Frau war zusammengebrochen.

Sie würde ihren Mann nie wiedersehen, sie würde nie wieder in ihre Heimat zurückkehren, es gab nichts mehr, wofür es sich zu leben lohnte, schluchzte sie. Sie wollte allem ein Ende machen. Die Zeit drängte entsetzlich, aber Emil Pflaumbaum redete auf sie ein und überzeugte sie, dass noch Hoffnung sei und sie den Kindern eine Chance geben müsse. Gemeinsam machten sie sich schliesslich auf den Weg nach Schleswig-Holstein.

Ein paar Wochen früher hatten die beiden Gruppen der Georgenburger und Braunsberger Hengste, die von Braunsberg aus unter der Führung von Warburgs und des Wehrmachtveterinärs Ernst Arnold das Frische Haff überquert hatten, Redefin erreicht. Sie hatten einen langen, alptraumhaften Wintertreck durch das verwüstete Norddeutschland hinter sich gebracht. Die Pferde hatten weder genug Futter noch ausreichend Ruhe gehabt, und dennoch waren zu Helings Erstaunen 161 der 240 Tiere lebend angekommen, unter ihnen 56 aus Georgenburg. Einige wurden in Mecklenburg auf Deckstation geschickt, einige an die Wehrmacht verkauft, und zwanzig liess Heling zu Fuss nach Celle führen. Eine weitere Gruppe entkam Anfang Mai nach Westen, bevor die Russen eingreifen konnten. Von Warburg brachte weitere dreissig Hengste aus Braunsberg und Rastenburg nach Westercelle bei Celle. Die Mehrzahl allerdings musste bleiben und wurde von den Russen beschlagnahmt.

Lilia und ihre Familie waren noch vor Weihnachten bei ihrem Grossvater in Perlin in Mecklenburg untergekommen. Perlin,

mit seinem von Kletterpflanzen überwucherten Schlösschen, war ein Privatgut gewesen, bis die Wehrmacht es 1936 übernommen und als Remontedepot eingerichtet hatte. Während Ehlerts und Helings Kollegen sie und ihre Pferde auf ihren Landgestüten willkommen geheissen und es ihnen angenehm gemacht hatten, waren die Offiziere trotz aller Versprechungen weniger entgegenkommend. Zudem war kaum mehr Platz in dem winzigen Dorf mit 240 Einwohnern. Für Lillas Familie fand sich Platz im Haus des ehemaligen Gutsverwalters. Im Vergleich zu den Flüchtlingen aus Trakehnen, von denen einige nicht einmal eine Kochgelegenheit hatten, lebten sie privilegiert.

Im Frühjahr 1945 hatten sich um die 350 Pferde aus Trakehnen in Perlin eingefunden. Das war fast die Hälfte der Tiere, die Trakehnen im Oktober zu Fuss verlassen hatten. Doch die Kriegswirren forderten einen weiteren schrecklichen Tribut. Eine Anzahl Mutterstuten, die auf dem Schienenweg aus Schlesien geschickt worden waren, war entsetzlich unterernährt und erschöpft. Viele Fohlen waren im Mutterleib verhungert. Eine Stute war so schwach, dass sie nicht mehr stehen konnte und am Bahnhof erschossen werden musste. Die anderen, die im Oktober 65 Kilometer von Trakehnen nach Georgenburg ohne Mühe getraht waren, bewältigten kaum noch die zehn Kilometer vom Bahnhof zum Remontedepot.

Es war schwierig, den Betrieb auf dem Gestüt in Gang zu halten. Es hatte einige Zeit gedauert, bis Ehlerts Büroangestellte, vor allem sein Gestütoberrentmeister Waldemar Alshuth und dessen Helfer, Perlin erreicht hatten. Sie benötigten Reitburschen, die immer noch beim Trakehnen-Treck waren,

einen Schmied und andere Handwerker. Schliesslich traf der Treck aus Preußisch Eylau ein, und die Reisenden sahen erstaunt, dass Obersattelmeister Kiaulehn, den sie mit seinem Kastenwagen im Schnee zurückgelassen hatten, schon vor ihnen angekommen war. Er hatte alles verloren.

Im April erreichte der Krieg auch Perlin. Geschützdonner kam aus Osten und Westen. Wer würde sie zuerst erreichen? Ströme von Flüchtlingen wälzten sich durch das Dorf den westlichen Alliierten entgegen. Am frühen Morgen des 2. Mai war der Himmel übersät von feindlichen Flugzeugen, und am späten Nachmittag rollten amerikanische Panzer an. Zwei amerikanische Offiziere fuhren mit einem Jeep ins Dorf und verhafteten die höheren Offiziere. Das Personal aus Trakehnen liessen sie in Ruhe. Drei Tage später kamen amerikanische Einheiten und besetzten Perlin. Ehlert, Lilia und die Familie mussten das Gutsverwalterhaus räumen und mit engen, unbequemen Unterkünften vorliebnehmen.

Unter den Flüchtlingen, die durch Perlin strömten, war auch Anna von Zitzewitz mit ihren Kindern, belgischen Kriegsgefangenen, zahlreichen Weedernern Trakehnern und dem Rest ihres Trecks. Sie hofften, die Elbe vor den Russen zu erreichen. Deutsche Militärpolizei wies sie von der Strasse, da amerikanische Truppen im Anmarsch seien. So versteckten sie sich in einem Waldstück, in dem sich auch deutsche Soldaten befanden. Die belgischen Kriegsgefangenen liefen ihren amerikanischen Befreiern freudig entgegen. Zu ihrem Entsetzen sahen sie, dass die amerikanischen Panzer stoppten und das

Feuer aus Maschinengewehren auf den Wald eröffneten. Verzweifelt erklärten sie den amerikanischen Soldaten, dass sich dort Zivilisten befanden. Das Feuer wurde eingestellt. Der Zitzewitz-Treck war gerettet. Nur eine zweijährige Stute, die Erdmüte an der Hand führte, wurde erschossen.

Am 2. Juni zogen die Amerikaner ab, und die Briten nahmen ihren Platz ein. Sie waren rücksichtsvoller, aber Ehlert hatte kaum Zeit gehabt, sich an die neue Lage zu gewöhnen, als sich eine Katastrophe ereignete. Die Briten hatten in einer strohgedeckten Scheune nahe beim Schloss Munition gelagert. Am Morgen des 6. Juni explodierte sie aus unbekanntem Grund. Das Feuer griff auf ein gegenüberliegendes Verwaltungsgebäude über, acht Scheunen brannten völlig aus. Alle Fahrzeuge aus Trakehnen, viele mit Futter und Gerätschaften beladen, verbrannten. Es war ein vernichtender Schlag – und nicht der letzte.

Gegen Ende des Monats schlug wie eine Bombe die Nachricht ein, dass Mecklenburg bald an die Russen übergeben würde. Ehlert wusste nur zu gut, was das bedeutete. Nicht nur die Pferde waren so gut wie verloren – Lilia und ihrer Mutter drohte nun dasselbe schreckliche Schicksal wie Tausenden von Mädchen und Frauen, die von umherziehenden russischen Soldaten vergewaltigt, verstümmelt und getötet worden waren. Ihre einzige Hoffnung bestand in erneuter Flucht.

Ehlert wandte sich an den britischen Ortskommandanten, Brigadier Bolton, einen passionierten Reiter, und bat ihn, die Trakehner nach Westen zu schicken. Bolton versprach, alles dafür zu tun. In der Zwischenzeit überlegte Ehlert, ob sie nicht

auf jeden Fall einen Fluchtversuch wagen sollten. Das wäre eine Verzweiflungstat gewesen, denn es fuhren keine Züge mehr, und wenn sie sich zu Fuss auf den Weg machten, konnten sie kein Futter mitnehmen. Doch Bolton kehrte zurück und verbot ihnen im Namen seiner Regierung entschieden, die Pferde wegzubringen. Sie gehörten dem Deutschen Reich und mussten als Reparationsleistung für die Russen an Ort und Stelle bleiben.

Gleichzeitig erklärte ihnen Bolton, es sei in jedem Falle sinnlos, auch nur einen Versuch zu unternehmen, die Pferde wegzubringen. Die neue Grenze würde bereits von britischen und sowjetischen Soldaten scharf bewacht, und man würde sie zurückschicken. Dennoch entrang Bolton seinen Vorgesetzten schliesslich doch ein Zugeständnis: Nicht ganz Mecklenburg würde an die Russen übergeben werden; der Bezirk Ratzeburg, der an Schleswig-Holstein grenzte, würde britisch bleiben, und deshalb konnte auch ein entsprechender Anteil der Pferde unter britischer Hoheit verbleiben. Am 30. Juni verliesen zwei Trakehner Hauptbeschäler, Sporn und Häscher, sowie 27 Zuchtstuten, sieben davon mit Fohlen, begleitet von einigen Betreuern aus Trakehnen, mit den britischen Soldaten das Gut in Richtung Ratzeburg. Jedes Pferd bekam seinen Stammbaum mit, auf dessen Rückseite ein möglicherweise lebensrettender Vermerk notiert war: Das Pferd existiere «zum Zweck der Erhaltung des Bluts der Trakehner-Zucht» und dürfe nicht anderweitig verwendet oder seinem Betreuer weggenommen werden.

Am nächsten Tag rückten die sowjetischen Besatzer in Perlin ein, und eine Schreckenszeit brach an. Soldaten streiften

Tag und Nacht durch das Dorf, vergewaltigten und beraubten die Bewohner. Die Menschen wurden aus ihren Häusern verjagt und mussten auf Fluren, in Treppenhäusern und Schweineställen leben. Ehlert musste mehrmals die Unterkunft wechseln, und jedesmal wurde sie enger und primitiver. Eine verschlossene Truhe mit Dokumenten und Geschäftsbüchern aus Trakehnen, die in einem entlegenen Stall lagerte, wurde aufgebrochen, die Papiere achtlos verstreut, und viele wichtige Dokumente gingen verloren. Alshuth, der mit seiner Frau, zwei Töchtern und fünf Enkeln in der Dorfschule gehaust hatte, wurde Ende August hinausgeworfen. Sie zogen in die Kirche, in der sie sich einen kleinen Ofen teilten, der in der Mitte aufgestellt wurde.

Als ein höherer Sowjetoffizier sich in Perlin niederliess, kehrte wenigstens ein Minimum an Gesetz und Ordnung ein. Das Remontedepot und die Verwaltung von Trakehnen wurden zusammengelegt und in ein sowjetisches Staatsgut umgewandelt; Ehlert wurde Direktor, der Leiter des Remontedepots sein Stellvertreter. Doch innerhalb weniger Tage wurden beide auf Grund von «Krankheit» gefeuert. Ihnen wurde ein halbes Monatsgehalt abgezogen, weil sie angeblich ihre Pflicht «vernachlässigt» hatten. Da ohnehin keiner seinen Lohn erhalten hatte, war die Strafe bedeutungslos.

Es war von Anfang an klar gewesen, dass die Russen die Trakehner-Pferde mitnehmen würden. Sowjetische Armeeveterinäre kamen und überwachten Pflege und Fütterung. Unter anderem bestanden sie darauf, dass die Pferde auch nachts ge-

füttert würden. Als Ehlert protestierte, das sei ihrer Gesundheit nicht zuträglich, erklärte man ihm, Deutsche verstünden nichts von Pferdezucht.

Am 31. August trat ein, was sie befürchtet hatten. Die Trakehner und eine Reihe von Pferden aus dem Militärdepot wurden nach Osten transportiert. Mit ihnen verschwanden die unersetzlichen, handgeschriebenen Stutbücher, fast fünfzig Ölgemälde berühmter Pferde, die Büromaschinen und der offizielle Gummistempel des Gestüts. Nach einer über zweihundert Jahre währenden Geschichte war dies das eigentliche Ende Trakehnens.

Wie für alle aus Trakehnen war dies für Ehlert ein furchtbarer Verlust, von dem er sich nie wieder ganz erholte. Fast die gesamte Frucht seiner Anstrengungen der vergangenen vierzehn Jahre war dahin. Einige seiner Leute fanden in der Gegend Anstellung, einige blieben in den beengten Quartieren und arbeiteten für das russische Staatsgut Perlin. Doch nach wenigen Wochen hiess es, Perlin werde in eine sowjetische Garnison umgewandelt. Alle Bewohner, abgesehen von ein paar Handwerkern, wurden ausquartiert und auf die Nachbardörfer verteilt.

In Perlin instruierte Dr. Ehlert seinen Mitarbeiter Otto Weber, zwei Metallkisten mit den Resten der Dokumente aus Trakehnen an einem geheimen Ort zu vergraben. Dann machte er sich im November unter grossen Schwierigkeiten und Gefahren auf den Weg zur Grenze. Er ging allein, vermutlich hatten Lilia und seine Familie vor ihm fliehen können.

Waldemar Alshuth und seine Frau fanden eine Unterkunft bei hilfsbereiten, freundlichen Leuten in einem Dorf bei Per-

lin. Doch Plünderungen und Gewalttaten nahmen wieder zu, und am 5. Januar 1946 brachen sowjetische Soldaten in das Haus ein, bedrohten sie und ihre Gastgeber mit Pistolen und Dolchen und raubten ihnen all ihren Schmuck, ihre Familiendokumente, Sparbücher, Kleider und Bettwäsche. Die Alshuths beschlossen wegzugehen und schlossen sich am 31. Januar einem Flüchtlingstransport nach Westen an.

Während Ehlert seine Trakehner noch in Perlin in Sicherheit wählte und Heling seine Hengste nach Westen beförderte, lebte Gauleiter Erich Koch, der Millionen Menschen Tod, Zerstörung und unsagbares Leid gebracht hatte, noch immer in Saus und Braus. Zwar war fast ganz Ostpreußen erobert, doch Königsberg und der kleine Hafen Pillau waren noch in deutscher Hand. In der Stadt wimmelte es von Flüchtlingen, und an der Front herrschte eine trügerische Ruhe.

Nicht dass Koch irgendwelche Risiken eingehen wollte. Solange der Schienenweg noch offen gewesen war, hatte er zwei Wagenladungen voller Wertsachen nach Westen geschickt. Da er eine Ermordung durch Ostpreußen ebenso fürchtete wie den Tod von Feindeshand, war er nur in kugelsicheren Wagen unterwegs. Im Januar verliess er heimlich die Stadt und zog mit seinem engsten Stab in das beste Hotel Pillaus. Als das Hotel von einer Bombe getroffen wurde, zog er in ein stark befestigtes Haus im Dorf Neutief am nördlichsten Ende der Frischen Nehrung. Tag und Nacht stand für ihn ein Kurzstartflugzeug bereit, ein Fieseler Storch, und seit April warteten zwei Eis-

brecher, die «Ostpreußen» und die «Pregel», unter Dampf in Pillau, damit er jederzeit fliehen konnte. Parallel dazu versuchte Koch durch seine Botschaften und Propagandasprüche, Berlin und der Bevölkerung den Eindruck zu vermitteln, er sei unablässig mit der heroischen Verteidigung der Stadt beschäftigt. Hitler rief ihn zur persönlichen Berichterstattung nach Berlin. Doch darauf liess sich Koch nicht ein. Er sei reiseunfähig, liess er zurücktelegraphieren, denn er habe sich bei Kampfhandlungen durch einen Sprung in ein Deckungsloch verletzt.

In der dritten Aprilwoche rückten die Sowjets von allen Seiten nach Berlin vor. Koch begriff, dass das Spiel aus war, und suchte seine Haut zu retten. Weil er die beiden Eisbrecher erst in Heia erreichen konnte, floh Koch mit seinem Stab und seiner schwerbewaffneten SS-Leibgarde über die schmale Strasse die Nehrung entlang, und sie bahnten sich rücksichtslos ihren Weg durch Flüchtlinge und Soldaten. Nach kurzer Zeit gerieten sie in ein chaotisches Durcheinander – sowjetische Einheiten versuchten eine Landung vom Meer aus, und die Flüchtlinge flohen in Panik. Kochs Gruppe liess die Autos stehen und floh zu Fuss weiter durch die Nacht, bis sie um etwa ein Uhr früh zu dem kleinen Fischerdorf Schievenhorst an der Weichselmündung kam. Dort lag ein Schiff der Kriegsmarine, das täglich Flüchtlinge und Verwundete nach Heia brachte. SS-Männer brachten das Schiff unter vorgehaltener Waffe in ihre Gewalt, und Koch und seine Gruppe fuhren nach Heia. Dort warteten die «Ostpreußen» und die «Pregel» auf sie.

Ein paar Tage früher hatte in Pillau einer der Funker der «Ostpreußen» beobachtet, wie ein SS-Offizier an Bord kam

und Anweisungen gab, dass Kochs Mercedes, mehrere Kisten Wein, Zigarren und Likör an Bord gebracht würden. Riesige Schrankkoffer, grosse Mengen Lebensmittel und die beiden Windhunde des Gauleiters folgten. Es war immer noch Platz genug, und am Kai warteten Hunderte verzweifelter Flüchtlinge, viele von ihnen krank und verwundet. Aber Kochs Befehle waren eindeutig: Niemand geht an Bord!

Auch in Heia lagen Flüchtlinge und Verwundete auf dem Pier und warteten darauf, dass die Schiffe sie weiter nach Westen brachten. Doch Koch, der mit seinen Adjutanten, seiner SS-Garde und noch mehr Gepäck an Bord erschienen war, liess immer noch niemanden an Bord. Ein Volkssturmführer bat den Gauleiter, sie mitzunehmen. «Lassen Sie mich mit solchem Dreck in Ruhe!» schrie Koch ihn an.

Währenddessen wurden, damit Hitler glaubte, Koch sei noch auf seinem Posten, vom Schiff aus über Funk «streng geheime Reichssachen» und Berichte über den heldenhaften Widerstand in der Umgebung von Königsberg gesandt, wo die letzten Soldaten verzweifelt versuchten, die Russen aufzuhalten, damit die Zivilisten auf Schiffen fliehen konnten. Die Funksprüche wurden fortgesetzt, bis Koch im Radio hörte, dass Berlin von den Russen schon fast erobert worden war und Göring und Himmler auf eigene Initiative über eine Kapitulation mit den Alliierten verhandeln wollten und dafür gefeuert worden waren.

Die «Ostpreußen», die die Kohlenvorräte der «Pregel» übernommen und diese zurückgelassen hatte, steuerte die Insel Rügen an, aber der Inselkommandant verweigerte die Lande-

erlaubnis. Am 1. Mai erreichte die Nachricht von Hitlers Tod das Schiff. Der Funker brachte sie in die Offiziersmesse, wo Koch und sein Stab sassen und becherten. Der Stabsleiter las die Nachricht vor. Niemand stand auf. Koch räusperte sich und sagte, sie sollten sich bei Grossadmiral Karl Dönitz melden, Hitlers designiertem Nachfolger, und liess von der Ordonnanz weitere Flaschen bringen.

In der Nacht vom 2. zum 3. Mai lief das Schiff in den Hafen von Kopenhagen ein, das von Deutschland besetzt war. Koch hatte Zivilkleidung angelegt, ging an Land und wurde im Wagen des deutschen Polizeiführers zum Hauptquartier der Besatzer gebracht, bewacht von Gestapoleuten mit Maschinengewehren. Einige Stunden später kam er zurück. Man erlaubte ihm nicht, in Dänemark zu bleiben.

Am Morgen des 7. Mai erreichte die «Ostpreußen» die Flensburger Förde. Mürwik bei Flensburg war Dönitz' Hauptquartier. Erst wenige Stunden zuvor hatte der Grossadmiral die bedingungslose Kapitulation Deutschlands angeordnet. Koch verlangte von Dönitz ein U-Boot, mit dem er sich nach Südamerika absetzen wollte. Dönitz lehnte ab.

An Bord der «Ostpreußen» rettete sich, wer konnte. Der Funker beschrieb die Szene so: «Ein wildes Fieber scheint ausgebrochen zu sein. Waffen, Dokumente und braune Uniformen fliegen ausserbords, Koffer und Kisten werden an Land geschleppt. Die Ratten verlassen das Schiff. Der Adjutant hat sich aus einem Hauptsturmführer der SS in einen freundlichen Hauptmann verwandelt, der uns mit du anredet und bereitwillig Entlassungspapiere unterschreibt. Er sagt uns, der Gauleiter werde wohl zur Reichsregierung nach Mürwik fahren, um

dort weiterhin seine Pflicht zu tun. Koch aber ist in den Wirren dieser Ereignisse spurlos verschwunden.»

Kann die Rasse gerettet werden?

Langsam, mühsam und ausgezehrt durch Futtermangel, zogen die Trakehner ramponierte Wagen und erschöpfte Familien nach Schleswig-Holstein, Niedersachsen und Hessen. Siebenhundert Jahre, nachdem sich die ersten Ritter und Siedler in jenem fernen Land niedergelassen, mit Balten, Slawen und Religionsflüchtlingen vermischt und einen eigenen Staat und eine eigene Geschichte geschaffen hatten, wurden Tausende ihrer Abkömmlinge von den Trakehnern ins Kernland Deutschlands zurückgebracht.

Die Trecks waren 1'000 oder sogar 1'500 Kilometer unterwegs gewesen, die Pferde hatten Lasten bis zu vierzig Zentner durch bittere Kälte, Eis und Schnee, durch Feuer, Bombenhagel und Schüsse gezogen. Sie hatten selten ausreichend Futter und Erholungspausen gehabt. Viele der Stuten, die tragend waren, hatten verfohlt. Es war wohl die grösste Leistungsprüfung, die Pferden je abverlangt worden war, und die Trakehner hatten überzeugender als je zuvor demonstriert, wozu ihre Rasse fähig war.

Selten kann das Band zwischen Menschen und Pferden so stark gewesen sein wie damals – die Pferde hatten die Ostpreußen vor Tod, Vergewaltigung, Gefangennahme, Deportation und Zwangsarbeit bewahrt. Und die Ostpreußen hatten ihre

Pferde gerettet. Von nun an hatten die «Fluchtstuten» einen besonderen Platz im Herzen und Leben der Flüchtlinge, die nun darum rangen, in ihrer neuen Umgebung ein Auskommen zu finden.

Aber es war nur noch eine kleine Zahl von Trakehnern, die schliesslich in den britischen und amerikanischen Zonen des besiegten Deutschland eintrafen. Von den im Jahr 1944 registrierten 56'000 Trakehnern in Ostpreußen erreichten weniger als 1'000 den Westen. Die übrigen waren getötet, gestohlen, gegessen, als Reparationsleistung beschlagnahmt oder zurückgelassen worden, verlorengegangen oder mit ihren Besitzern im russisch besetzten Gebiet geblieben, wo ihr Leben immer noch bedroht war. Einige waren von Offizieren eines britischen Garderegiments requiriert worden und bei der königlichen Parade, «The Trooping of the Colour», mitmarschiert.

Vom Kernbestand der Zucht, den staatseigenen Stuten und Hengsten aus Trakehnen und den ostpreußischen Landgestüten, gelangte nur eine Handvoll in den Westen. Da waren die sechzig Junghengste des Jahrgangs 1943, die Ehlert nach Hunesrück geschickt hatte, und die beiden Hengste, die durch Brigadier Bolton gerettet worden waren. Von den Stuten, die er auch gerettet hatte, lebten nur noch ungefähr zwanzig, die anderen waren inzwischen verhungert oder verunglückt. Gestütobewärter Otto Adomat aus der Hengstprüfungsanstalt Zwion ritt auf dem Landbeschäler Julmond in Celle ein und führte zwanzig Dreijährige mit sich. Weitere 23 Georgenburger Hengste, unter ihnen Pythagoras' Sohn Totilas, kamen im Fussmarsch aus dem Landgestüt Moritzburg in Sachsen, wodurch sich mit den anderen, die per Eisenbahn transportiert

worden waren, eine Gesamtzahl von 83 Georgenburger Hengsten ergab. Hermann-Wilhelm von Warburg, der Landstallmeister von Braunsberg, war die Strecke geritten und hatte acht Hengste aus Braunsberg mitgebracht. Es waren kläglich wenige, aber zusammen mit den Trakehnern aus Privatbesitz konnte man mit ihnen immerhin die Zucht vor dem Aussterben bewahren. Das heisst, normalerweise hätte man das gekonnt. Aber die Zeiten waren alles andere als normal.

In einem Land, das vom Krieg verwüstet war, in das Millionen von Flüchtlingen und Vertriebenen aus dem Osten geströmt waren und die Menschen kaum ein Dach über dem Kopf und genug zu essen hatten, waren die Ostpreußen und ihre Pferde höchst unwillkommen. Die Einheimischen, die ihre eigenen Verluste und Leiden zu verkraften hatten, wollten nichts von den noch weit schlimmeren Erfahrungen der Ostpreußen hören oder schenkten ihnen gar nicht erst Glauben. Manche erklärten, die Ostpreußen seien aus eigener Schuld in diese Lage geraten – sie hätten zu Hause bleiben und sich mit den Russen arrangieren sollen. Oft nahmen sie auch an, dass die ausgezehrten, ungepflegten und abgerissenen Leute, die mit den Trecks auftauchten, schon immer so gelebt hatten, dass es sich um Vagabunden und Leute niederer Herkunft handele, und behandelten sie entsprechend. Diese Behandlung trug bei vielen Ostpreußen zu einer tiefen Verbitterung bei, die mindestens eine Generation überdauern sollte.

Selbst ihre Pferde, wenn auch seit Langem als älteste und edelste deutsche Rasse bewundert, waren unerwünscht.

Die Staatsgestüte, Züchter, Reitschulen und andere Pferdesportorganisationen im Westen bevorzugten ihre eigenen schwereren Züchtungen wie etwa die Hannoveraner oder die Holsteiner, und in den Jahren nach dem Krieg gab es einen entschiedenen Widerstand gegen die Vorstellung, Trakehner zu züchten, zu verwenden oder auch nur ihr Überleben zu sichern. Im Lauf der Monate verstärkte sich bei Martin Heling der Eindruck, dass die Menschen und Tiere aus Trakehnen bestraft wurden, und zwar nicht nur dafür, dass sie Flüchtlinge waren, sondern auch dafür, dass sie Preußen waren. «Preußen sollte verurteilt, verdammt und für alles Unbequeme verantwortlich gemacht werden und möglichst aus jeder Diskussion ausgeschaltet sein», erinnerte er sich später.

Die Priorität der Besatzungsmächte galt der Bevölkerung, die vor dem Verhungern bewahrt werden musste. Insbesondere Schleswig-Holstein und Niedersachsen besaßen schon einen beträchtlichen Pferdebestand. So erging der Befehl, Tausende überflüssiger Pferde zu schlachten, und unweigerlich waren die Pferde der Flüchtlinge, die kein Land, kein Geld, keine Wurzeln und keinen Einfluss besaßen, am schutzlosesten. Auf den Bauernhöfen wurden die Pferde gemustert und eine grosse Zahl von ihnen zur Schlachtung bestimmt. Als Peter Elxnats Tiere an der Reihe waren, spannte er alle fünf an einen Wagen und verschwand mit ihnen. Er kehrte erst am nächsten Tag zurück. Doch vielen anderen Kleinzüchtern brach das Herz, als sie sahen, wie die Pferde, die ihnen das Leben gerettet hatten, im Schlachthof endeten.

Der Kampf um die Rettung der Pferde begann, sobald die Ostpreußen im Westen angekommen waren. Franz Scharffetter und sein Sohn Hans-Joachim waren mit 16 ihrer ursprünglich 22 Treck-Stuten in Verden an der Aller untergekommen und gezwungen, ihre Pferde am Leben zu halten, indem sie sie das Gras am Strassenrand fressen liessen und selbst, wenn es möglich war, Futter aus Scheunen stahlen. Doch bald mussten sie einige Tiere verkaufen, um die wertvollsten behalten zu können. Von den jungen Pferden, die vor dem Treck evakuiert worden waren, wurde keines gerettet.

Der riesige Dohna-Sasse-Haedge-Medicus-Treck erreichte den Kreis Hoya südlich von Bremen, wo sich viele Flüchtlinge niederliessen. Mit ihnen kamen 31 Zuchtstuten aus den Gestüten Schlobitten und Prökelwitz und 68 aus den Ställen in Logdau und Sabloczyn. Die Landwirtschaftskammer hatte mit einheimischen Bauern, deren Pferde von der Armee requiriert worden waren und die dringend Ersatz brauchten, vereinbart, dass sie Dohnas und Sasses Pferde ausleihen könnten. Die einzige Bedingung lautete, dass die Stuten nur von reinrassigen Trakehner-Hengsten gedeckt werden dürften. Die Leihgebühr betrug zwanzig Mark im Monat, zahlbar in Kartoffeln, Äpfeln, Zwiebeln und anderen Lebensmitteln, damit wenigstens die Besitzer genug zu essen hatten. Für Johanna Sasse war der Tag, an dem ihre geliebten Pferde auf dem Hof zusammengetrieben wurden und die Bauern kamen, um sich ihre Leihtiere auszusuchen, der schrecklichste seit dem Augenblick, an dem sie ihr Haus verlassen hatte. Mit der Zeit starben die Pferde

der Sasses oder wurden verkauft. Von ihrem Gestüt blieb nichts übrig.

Trotz der verzweifelten Futterknappheit waren Pferde in diesen ersten Nachkriegsjahren ein wertvoller Besitz. Und wieder wurden die Ostpreußen und ihre Pferde zu Partnern im Überlebenskampf, indem sie Menschen und Güter von einem Ort zum anderen transportierten. Peter Elxnat gründete einen kleinen Fuhrbetrieb, seine Tiere zogen grosse Mengen von Dachziegeln, Sand und Baumaterial zu den Baustellen, die überall entstanden, damit den Flüchtlingen und Heimatlosen wieder Unterkünfte zur Verfügung standen. Später übernahm er die Leitung zweier Gutshöfe in der Umgebung von Oldenburg.

Brigitte Boettcher und ihre Familie hatten Schleswig-Holstein im Mai, kurz nach dem Ende des Krieges, erreicht und in Liensfeld bei Eutin Zuflucht gefunden. Etwa ein Jahr lang verdiente ihr Vater Emil Pflaumbaum den Lebensunterhalt mit einem Pferdetaxi. Er spannte seine Stute Arkade vor den Einspanner und kutscherte die Leute aus Liensfeld nach Eutin und zurück. Am 6. September jenes Jahres brachte Brigitte im Krankenhaus von Eutin ihre Tochter Sibylle zur Welt.

Anna von Zitzewitz, die wie Ehlert ihre Pferde mit der Hilfe britischer Offiziere über die Elbe bringen konnte, übernahm einen verlassenen Bauernhof, Hambruchhof, bei Ostenholz in der Lüneburger Heide. Dorthin zogen auch die von Sperbers mit ihren sechs Kindern. Sie hausten unter schlimmen Um-

ständen. Der Hof war zuletzt als Pferdelazarett benutzt worden und seit 1936 vollständig verfallen. Erschöpft durch den Treck und das Leben in ihrer eiskalten, primitiven Behausung, zog sich Anna eine schwere Lungenentzündung zu. Doch der Hof war zur Anlaufstelle für ostpreußische Flüchtlinge geworden, ein baltischer Arzt kurierte sie, und ein Tischler, der auf der Suche nach seiner Familie zu ihnen gestossen war, reparierte behelfsmässig Fenster und Türen, damit sie ein Minimum an Schutz hatten. Bald machte sich Anna mit der für sie typischen Zähigkeit daran, ein neues Heim und ein neues Leben für sich und ihre Kinder zu schaffen.

Die Landwirtschaftskammer der Region fand ein Gehöft für sie, in dem, wie man ihr sagte, gut für ihre 25 Pferde gesorgt werden würde. Vertrauensvoll liess sie sie dort und erfuhr, da sie kein Telefon und kein Transportmittel hatte, nicht, dass sie vollkommen vernachlässigt wurden. 23 starben, entweder an Hunger oder an Räude, andere ertranken angeblich, als die Weser die Wiesen überschwemmte. Eine der beiden Überlebenden war ihre Stute Velegu, eine Enkelin von Bulgarenzar, die eine der wichtigsten Trakehner-Pferdefamilien der Nachkriegszeit begründen sollte.

Barbara von Sperber hat alle ihre prächtigen Lenkener Trakehner im Osten lassen müssen, und damit wurde diese legendäre Privatherde aufgelöst und zerstreut. Mit einigen Ausnahmen: Eines späten Oktoberabends 1947, bei tiefer Dunkelheit und strömendem Regen, passierte ein leichter Kastenwagen un bemerkt auf einer schlechten Nebenstrasse die Zonengrenze im Harz. Angespannt waren zwei hervorragende Lenkener

Fuchsstuten, Radbusa und die vierjährige Rakete, Enkelin der berühmten Rakete, dem Star der Sperberschen Herde. Auf dem Bock sass die treue Wilfriede von Hopffgarten, Barbaras ehemalige Schulfreundin und Mitarbeiterin. Als die Sperbers im Frühjahr 1946 in den Westen gingen, war sie mit ihrem Sohn in Sachsen geblieben und hatte mit zwei Pferden gefuhrwerk. Sie war in fünf Tagen bis an den Harz gefahren. Sie fand Unterkunft für sich und die Pferde in einem Hotel, und am nächsten Tag ging es bei schwerem Regen in rasantem Tempo nach Goslar, wo Herr von Sperber auf sie wartete. Die Fahrt ging weiter mit der Bahn zu Freunden der Sperbers, die die Tiere kauften.

Ein Jahr später, im Oktober 1948, gelang es Wilfriede von Hopffgarten erneut, zwei Lenkener Trakehner in den Westen zu schmuggeln – zwei zweijährige Rotschimmelstuten, Enkelinnen des wunderschönen Trakehner Hauptbeschälers Fetysz. Diesmal war es gefährlicher, weil die Grenze bewacht wurde. Sie legte Arbeitsgeschirr über die Stuten, damit es aussah, als gingen sie zur Feldarbeit.

Mittlerweile hatte es sich in Naundorf herumgesprochen, dass Wilfriede von Hopffgarten Pferde über die Grenze gebracht hatte. Als sie zurückkehrte, wartete die Polizei am Bahnhof auf sie. Nur dank eines hilfreichen Polizisten konnte sie entkommen. Später flüchtete auch sie mit ihrem Sohn und zwei Koffern in den Westen und landete bei den Sperbers.

In den ersten schweren Nachkriegsjahren erschien in Gestalt des jovialen, grosszügigen Schweden Dr. Arvid Aaby-Erics-

son eine gute Fee der Trakehner. Er war seit Langem ein Bewunderer dieser Rasse und suchte nach dem Krieg Kontakt mit den Besitzern, um zu helfen. Er schickte Hafer und Pferdedecken, dringend benötigte Kleider und nicht weniger als 380 Paar Schuhe für die Züchter und ihre Familien. Er nutzte seinen Einfluss, um eine Anzahl Trakehner durch das schwedische Gestüt Flyinge ankaufen zu lassen. Und vor allem ermutigte er mit seinem ansteckenden Enthusiasmus und Optimismus die Züchter, allen Schwierigkeiten zu trotzen.

Bis 1952 war es für die Bewohner der sowjetischen Besatzungszone möglich, die Grenzpatrouillen zu umgehen und in den Westen zu entkommen. Erst danach liess das ostdeutsche Regime die Grenze durch ausgedehnte Stacheldrahtzäune, Wachtürme und Minenfelder befestigen. Zu den Tausenden, die im November 1946 die Grenze illegal überquerten, gehörte Dr. Ehlert. Sein Ziel war das Hengstauzuchtgestüt Hunnesrück, Kreis Einbeck, wohin er die sechzig Junghengste geschickt hatte und wo er selbst im Gutshaus Unterkunft fand. Später kamen Lilia, ihre Mutter, ihr Stiefvater und ihre zwei Halbbrüder nach. Sie wohnten wie Millionen anderer Deutscher zusammen in einem Raum, den sie mit Bettlaken oder Decken abgeteilt hatten.

Als sie den Westen erreichten, war es für die Landstallmeister ganz selbstverständlich, Gestüte anzusteuern, auf denen sie Freunde und Bekannte hatten. Ein Freund von Dr. Ehlert war der Verwalter von Hunnesrück, Dr. Seyffert ging nach Traventhal in Schleswig-Holstein, Martin Heling folgte seinen Pferden nach Celle und machte sich dort mit der ihm typischen

Energie gleich an die Arbeit. Männer und Frauen aus Trakennen und den verschiedenen Landgestüten, die in den Westen gelangt waren, taten das gleiche und fanden oft auch eine Anstellung.

In einem der Trecks, die im Mai 1945 nach Schleswig-Holstein rollten, sass ein ostpreußischer Züchter namens Dr. Fritz Schilke mit Frau, dem sechsjährigen Sohn und anderen Verwandten. Schilke war der Geschäftsführer der Ostpreußischen Stutbuchgesellschaft und hatte als solcher um die 2'000 Pferde nach Mecklenburg und Pommern transportieren lassen – nicht weit genug nach Westen, wie sich herausstellte. In Schleswig-Holstein angekommen, entdeckte sein geschultes Auge sofort einige gute Trakehner-Stuten auf den Wiesen. Mit einer angesichts der desolaten Zustände jener Monate ungeheuren Tatkraft beschloss er, den heimatlosen und bettelarmen Trakehner-Züchtern zu helfen und ihre Pferde vor dem Schlachthaus zu bewahren. Die Rasse durfte nicht aussterben.

Er lieb sich zwei kräftige Trakehner-Fuchsstuten von einer vertriebenen Bäuerin, ein Geschirr von Verwandten und einen Kutschwagen vom Schleswig-Holsteiner Landgestüt Traventhal. Mit diesem Gespann fuhr er durch die Gegend und suchte nach Züchtern. Bald hatte er ein kleines Netz geknüpft, das bis auf 600 Personen anwuchs, und begann ein Register der überlebenden Trakehner anzulegen. Glücklicherweise fand er Pferdeliebhaber in der britischen Militärregierung und erhielt Erlaubnis und Ermutigung, die Trakehner-Rasse zu retten. Sein Hauptquartier befand sich in Wiemerskamp, einem Dorf nörd-

lich von Hamburg, im selben Raum, in dem er und seine Familie lebten, schliefen und assen. Der Präsident der Gesellschaft, Siegfried Freiherr von Schrötter, zog ebenfalls nach Wiemerskamp und lebte und arbeitete eine Zeitlang in einer Pferdebox, die hinter dem Haus stand. Dort betreuten sie die Trakehner-Stuten, die mit Hilfe von Brigadier Bolton gerettet worden waren.

Doch zunächst sah das wie ein hoffnungsloses Unterfangen aus. Die Gesellschaft hatte kein Geld – fast eine Million Reichsmark, die auf ihren Konten im Osten gelegen hatten, waren jetzt unerreichbar. Wenige Fohlen hatten den Treck überlebt, und 1946 und 1947 waren keine mehr geboren worden. Die Ostpreußen hatten gehofft und geglaubt, dass sie wie nach dem Ersten Weltkrieg bald wieder nach Hause zurückkehren würden, und die Züchter hatten ihren Stuten eine Rückkehr in tragendem Zustand ersparen wollen. Erst 1948/49, als sie allmählich einsahen, dass eine Rückkehr zumindest nicht direkt bevorstand, wurden die ersten Trakehner-Fohlen geboren.

Zudem fehlte die Infrastruktur für die Weiterführung der Zucht in Deutschland, beispielsweise ständige Einrichtungen für Absatzveranstaltungen, Hengstkörungen und die Ausbildung von Menschen und Pferden. Den von der Nordsee bis zu den Alpen verstreuten Züchtern fehlten die gewachsenen Kontakte, die Unterstützung einer Kommunalverwaltung, einer Landwirtschaftskammer und örtlicher Reiterorganisationen, auf die die alteingesessenen Züchter zurückgreifen konnten. Als sich die Bundesrepublik formierte, gerieten die Trakehner zwischen zwei Stühle – die Pferdezucht fiel, wie die Landwirt-

schaft überhaupt, in den juristischen Zuständigkeitsbereich der Länder, und die Länder argumentierten, dass die Trakehner, da sie über das ganze Land verstreut waren, eine Angelegenheit der Bundesregierung seien.

Bald wurde deutlich, dass neue Lösungen gefunden werden mussten, um die Rasse zu retten. Die Strukturen, die einst die Säulen der Trakehner-Zucht gebildet hatten – ein Hauptgestüt in Trakehnen und verschiedene Landgestüte –, liessen sich nicht neu erschaffen. Andererseits würden jedoch die Trakehner ohne grosse Zentren, in denen ihre Zucht systematisch betrieben wurde, keine Zukunft haben.

Am 27. Oktober 1947 hielt die Ostpreußische Stutbuchgesellschaft ihre erste und letzte Versammlung nach dem Krieg ab. Die 120 anwesenden Mitglieder stimmten dafür, ihre Aktivitäten einzustellen und sogleich den «Verband der Züchter und Freunde des Warmblutpferdes Trakehner Abstammung e.V.» als Rechtsnachfolger zu gründen. Von Anfang an wurde er «Trakehner-Verband» genannt.

Dank des Einsatzes von Martin Heling und Alexander von Dohna wurde in Erichsburg, einem Vorwerk von Hunnesrück, ein kleines Gestüt mit Platz für fünfzig Stuten und vier Zuchtstuten gegründet, das Dr. Ehlert leitete. Es wurde teils von der Bundesregierung, teils von der Regierung Niedersachsens finanziert. Viele der 28 aus Perlin geretteten Stuten kamen hier unter, und Privatzüchter konnten bis zu fünf Stuten schicken – die meisten durften aber nur eine dort unterbringen. Als Entgelt sollte jedes zweite Fohlen in den Besitz des Trakehner-Verbandes übergehen, der damit langsam eine wertvolle Herde

aufbaute. Dennoch fehlte es immer noch an Futter, und einige der von der Flucht geschwächten Stuten starben.

Mit zwei Grossgrundbesitzern aus Schleswig-Holstein, Prinz Moritz von Hessen und Graf von Baudissin, wurden Absprachen getroffen, nach denen auf ihrem Privatgelände zwei weitere Gestüte entstanden. Fünfundzwanzig Stuten und zwei Deckhengste wurden auf Schmoel, dem Landgut des Prinzen Moritz an der Ostsee, untergebracht, wo die Stuten ihren Lebensunterhalt mit Feldarbeit verdienten. Die Fohlen wurden aufgezogen, bis sie drei Jahre alt waren, und auch hier ging jedes zweite Fohlen an das Gut. Als die Verträge nach zehn Jahren ausliefen, hatten sich die neuen Gestüte ohne grossen finanziellen Einsatz ihre eigenen, ausgezeichneten Trakehner-Herden aufgebaut. In Rantzau in der Holsteinischen Schweiz pachtete später der Trakehner-Verband den ganzen Betrieb und nutzte ihn als ein Gestüt für die Aufzucht junger Hengste.

«Wer nimmt mich?» Flehentlich und unwiderstehlich liebenswert blickten die riesigen, sanftmütigen Augen eines kleinen Trakehner-Fohlens auf Photos aus Zeitungen und Zeitschriften. Dies war eine phantasievolle Idee des Verbands – eine Patenschaftsaufzucht-Kampagne. Private Pferdeliebhaber mit Land und der notwendigen Infrastruktur bekamen kostenlos zwei Fohlen. Eines wurde nach zwei Jahren wieder an den Besitzer zurückgegeben, das andere blieb bei seinem Paten.

War der Neubeginn im Westen schon schwierig genug, so gestalteten sich die Verhältnisse hinter dem Eisernen Vorhang,

wo sich viele Trakehner zusammen mit ihren Besitzern oder Betreuern befanden, noch viel problematischer. Die Ostpreußen und ihre Pferde waren in der sowjetisch besetzten Zone nicht willkommener als im Westen. Auch sie litten an Hunger und Heimatlosigkeit, dazu waren sie den Launen des Regimes schutzlos ausgesetzt. Die kommunistische Führung betrachtete Pferde als ein Attribut der reichen Grossgrundbesitzer und nicht der Arbeiter und Bauern. Insbesondere die Trakehner galten als Privileg der Junker und waren damit doppelt suspekt. So gerieten die Pferde in den Sog der enormen Umwälzungen, die der Gesellschaft im Allgemeinen und den Bauern im Besonderen auferlegt wurden.

Ein ostpreußischer Bauer und seine Frau waren mit ihren zwei Pferden bis in die Mark Brandenburg getreckt. Zusammen mit ihrem Sohn, der gerade aus dem Krieg zurückgekehrt war, erhielten sie eine Siedlung von sieben Hektar Grösse, eine Kuh und eine Färsen. Die Siedlung konnte zwei Pferde nicht ernähren, deshalb mussten sie mit blutendem Herzen eines fortgeben. Sie bauten ein Haus und waren stolz darauf, dass sie ihr Land fruchtbar gemacht hatten und ihr Soll erfüllten.

Bald jedoch wurden sie und andere Bauern mit massivem Druck gezwungen, «freiwillig» der örtlichen LPG beizutreten. Das Land gehörte nicht mehr ihnen. Die Behörden nahmen ihnen zwei ihrer mittlerweile drei Kühe weg. Das Pferd wollten sie nicht. Es war stark und tüchtig, aber schon achtzehn Jahre alt, und ältere Pferde nahm die LPG nicht.

Das Pferd hatte sie aus Ostpreußen herausgebracht. Es hatte ihnen das Leben gerettet. Aber sie konnten es nicht mehr füttern. Das Tier wurde immer knochiger. Der Bauer magerte ab und wurde krank. Er fürchtete den Gang in den Stall, denn ein verhungertes Tier ist ein herzzerreissender Anblick. Der Sohn versuchte, einen neuen Besitzer für das Pferd zu finden, aber niemand wollte es haben.

Es gab keine andere Möglichkeit mehr. Eines Morgens kamen Leute vom Schlachthof und holten es ab. Die Ehefrau stand weinend am Fenster. Der Sohn ging aufs Feld, damit er nicht zusehen musste. Als er am Abend zurückkam, war von seinem Vater nichts zu sehen. Sie fanden ihn im Stall, wo das Pferd gestanden hatte. Er hatte sich erhängt.

Die Zucht wurde, wie Deutschland, in zwei Teile geteilt. Im Osten war es immer noch möglich, Trakehner zu züchten – gerade eben noch. Aber man musste eine ungeheure Charakterstärke, Standfestigkeit und viel Zivilcourage beweisen, um es mit den gewaltigen politischen und bürokratischen Hindernissen aufzunehmen. Und auch Glück, denn die ideologische Strömung konnte sich jederzeit ändern, und Fallstricke lauerten überall.

Der Leiter des Tierzuchtamts in Neustadt an der Dosse, Gustav Condereit, überredete die sowjetischen Behörden, ihn das Neustadter Gestüt wieder aufbauen zu lassen. Er durchforstete die Gegend nach Zuchtponies, aber auch nach gewöhnlichen Pferden, die er gegen bessere eintauschen konnte. Er fand den Trakehner-Hengst Hexenschuss, einen Sohn von Dampfross, in erbarmungswürdigem Zustand auf einem Bau-

ernhof – der Bauer hatte ihn russischen Soldaten für zwei Flaschen Wodka abgekauft. Er liess ihn gesund pflegen, und Hexenschuss zeugte wertvolle Trakehner-Fohlen. Für Hexenschuss bezahlte Condereit eine beträchtliche Summe, aber oft gelang es ihm auch, die Bauern zum Tausch von Pferden gegen Kühe oder Schafe zu bewegen. Doch diese Geschäfte brachten ihn schliesslich zu Fall. Er wurde von der Polizei verhaftet und wegen Wirtschaftsvergehen angeklagt. Seiner Tochter Hannamarie gelang es, die sowjetische Kommandantur in Berlin zur Intervention zu bewegen, und er wurde freigelassen. Doch ein paar Jahre später bekam er erneut Schwierigkeiten, weil er sich gegen die Kollektivierungspläne in der Landwirtschaft ausgesprochen hatte, und 1953 floh er in den Westen.

Bald wurden überall Bauernhöfe verstaatlicht und mit Maschinen ausgerüstet, und viele tausend Bauern mussten sich von ihren Pferden trennen. Der Pferdebestand wurde dezimiert, und die Zucht geriet in eine schwere Krise.

Um das Jahr 1970 erkannte das Regime, dass im Westen der Reitsport boomte und dass man die dringend benötigte harte Währung durch die Züchtung und den Verkauf billiger Pferde bekommen konnte. Die Landgestüte, besonders Neustadt, blühten wieder auf. Viele dieser Pferde, achtzig Prozent von ihnen gingen nach Westdeutschland, waren von mittelmässiger Qualität. Doch zumindest wurde das Züchten wieder eine akzeptierte Tätigkeit. 1969 liessen sich die Behörden bewegen, eine Zählung der Trakehner-Pferde durchzuführen: die Tiere, für die es Papiere gab, und die, die einzelne oder doppelte

Elchschaufeln als Brandzeichen trugen. Über hundert Pferde wurden in einem neuen VEB bei Ganschow zusammengefasst, und die Zahl stieg später bis auf 700 an. Durch die Einmischung der Bürokratie kamen auch Stuten von minderer Qualität hinzu, aber man konnte immerhin auf die wertvolle Kooperation des sowjetischen Gestüts Kirow mit seiner Herde von Original-Trakehnern zählen. Trotz aller Schwierigkeiten brachte Ganschow ausgezeichnete Trakehner hervor.

Fast ein Jahr war vergangen, seit die Lehmanns den Russen in die Hände gefallen waren. Der Teil Ostpreußens, in dem sie lebten, gehörte nun zu Polen, auch wenn die Mühle, in der Frau Lehmann und Elfriede arbeiteten, immer noch von Russen betrieben wurde. Gerd arbeitete als Zwölfjähriger auf einem Bauernhof, den ein freundlicher polnischer Bauer in Besitz genommen hatte. Der Vater hatte an der Ostfront gekämpft, sie hatten seit einem Jahr nichts von ihm gehört und nahmen an, dass er tot war. Er fürchtete umgekehrt dasselbe, da er wusste, was mit der Bevölkerung der Ortschaften geschehen war, die von der Roten Armee überrannt worden waren.

Doch am 27. Dezember 1945 erhielten Frau Lehmann und die Kinder über Umwege einen Brief des Mannes und Vaters. Ihm war noch am 6. Mai als Soldat, vom Süden der Frischen Nehrung aus, die Flucht über die Ostsee nach Schleswig-Holstein gelungen. Der gutmütige russische Chef der Mühle verschaffte ihnen die Erlaubnis, in den Westen zu gehen.

Für die ehemaligen Bewohner Trakehrens war die Tatsache, dass relativ wenige ihrer Pferde den Westen erreicht hatten, ein harter Schlag. Doch da ihnen ihre Pferde über alles gingen, waren sie trotz alledem erleichtert, als sie später erfuhren, dass viele Tiere aus Trakehnen und von anderen Landgestüten, die von der Roten Armee beschlagnahmt worden waren, überlebt hatten. Zwischen April und Oktober 1945 wurden insgesamt 1'145 Trakehner in das Gestüt Kirow gebracht – 435 Hengste, 350 Stuten, 201 Jährlinge und 157 noch nicht entwöhnte Fohlen, darunter – erstaunlicherweise – 15 Waisen, die überlebt hatten.

Die meisten Hengste wurden in die Sowjetunion verkauft, und man weiss nicht, was aus ihnen wurde. Der Rest blieb zu Zuchtzwecken in Kirow, über viele Jahre das einzige Trakehner-Gestüt in der Sowjetunion. Die 5'000 Tiere, die nach dem Ersten Weltkrieg von den Ostpreußen an die Sowjetunion verkauft worden waren, waren offenbar in den Schlachten des Zweiten Weltkriegs umgekommen.

Am 25. Mai 1949 wurde ein Mann mit Bart und dunkler Sonnenbrille, der sich als Rolf Berger, Major der Luftwaffe a.D. und ehemaliger Gutsbesitzer aus Gumbinnen, ausgab, in der Nähe von Hasenmoor bei Hamburg verhaftet und den Briten übergeben. In der Tasche hatte er eine Zyanidkapsel, die jenen gleich, die gegen Ende des Krieges an die führenden Nazis ausgegeben worden waren. Göring, Himmler und andere hatten sie benutzt, um der Hinrichtung durch die Alliierten zu entgehen.

Erich Koch hatte sich auf einem Gut bei Hasenmoor versteckt. Er hatte sich als Landarbeiter und Vertreter über Was-

ser gehalten, zwischendurch aber auch gestempelt. Von seiner Frau Kläre hatte er sich getrennt, sie lebte mit seinem ehemaligen Adjutanten an einem anderen Ort. Seltsamerweise war Koch in einem Gebiet untergetaucht, in dem es viele Ostpreußen gab und er Gefahr lief, erkannt zu werden. Doch er scheint sich sicher gefühlt zu haben – vielleicht, weil er bereits mit gefälschten Papieren und unerkannt ein britisches Kriegsgefangenenlager passiert hatte. Vielleicht wurde er auch von unverbesserlichen Nazis gedeckt, oder er war einfach realitätsfremd geblieben. Auf jeden Fall fühlte er sich sicher genug, um eines Tages zu einer Ostpreußenveranstaltung zu gehen. Ein Anwesender liess ihn wissen, dass er erkannt worden war, und drängte ihn zur Flucht. Aber Koch wollte nicht. Seine Begründung lautete: Er habe sich gerade ein paar Karnickel angeschafft und besitze auch wieder eine Kommode.

Ein britisches Gericht lieferte Koch an Polen aus, wo er wegen Kriegsverbrechen gesucht wurde. Die Anklageschrift füllte zwölf Bände – und diese betrafen nur die Bezirke Bielystok und Ciechanow, die seinem ostpreußischen Gau angegliedert worden waren. Die sowjetischen Behörden zogen ihr Auslieferungsgesuch, das auf noch viel umfangreicheren Verbrechen in der Ukraine basierte, zugunsten Polens zurück.

Koch kam ins Mokotow-Gefängnis in Warschau, wo die SS unzählige Polen gefoltert und ermordet hatte, und beklagte sich später, es sei «die Hölle» gewesen. Durch Hungerstreiks, einen angeblichen Selbstmordversuch und verschiedene, vermutlich selbst herbeigeführte Krankheiten gelang es Koch, den Prozessbeginn acht Jahre hinauszuzögern. Als er schliesslich für

prozessfähig befunden wurde, erschien er vor Gericht als grauer Schatten seiner selbst. Wie ein alter, gebrechlicher Mann schlurfte er, gestützt von zwei Polizisten, in Filzpantoffeln in den Gerichtssaal. Er wirkte abgezehrt, seine Wangen waren eingefallen, die Haare lang und struppig, sein Hitler-Bärtchen ungestutzt und ungepflegt. Halb liegend hing er in der Anklagebank, schluckte Tabletten, die ihm eine Krankenschwester reichte, und rülpste alle paar Minuten laut. Manchmal nahm er auf einer Trage liegend an den Verhandlungen teil, manchmal auch in einem Sessel, die Füße auf einen Hocker gestützt und in eine Decke gewickelt, in der Hand einen Becher Tee. Sein Zustand war offensichtlich zumindest teilweise vorgetäuscht, denn seine Anmerkungen, die er mit fester Stimme und in wohlgeformten Sätzen abgab, zeigten, dass er im Vollbesitz seiner geistigen Kräfte war und dem Prozessverlauf sehr wohl folgen konnte.

Koch beharrte auf seiner völligen Unschuld. SS und Polizei hätten ihm nicht unterstanden, und er trüge keine Verantwortung für ihr Handeln. An allem waren andere schuld. Er war «niedergeschmettert» von dem, was die Deutschen in Polen angerichtet hatten, aber er gehörte nicht zu den Schuldigen. Er hatte die SS bekämpft und die Polen vor Schlimmerem bewahrt. Nur dank seiner Hilfe hatten so viele Ostpreußen über das Haff fliehen können. Er erwarte, so erklärte er, freigesprochen zu werden.

Epilog

Heute, sechzig Jahre nach der ostpreußischen Apokalypse, sind Trakehner wieder eine weltbekannte Pferderasse. Das verdanken sie grösstenteils der Leidenschaft und der Ausdauer ihrer ostpreußischen Besitzer und Betreuer, die gegen ungeheure Widerstände ankämpften, um das Aussterben der Rasse zu verhindern. Heutzutage sind sie fast auf der ganzen Welt verbreitet, es gibt Gestüte in über dreissig Ländern, von Kanada und den USA über Sibirien bis Brasilien. Sie gehören auch weiterhin zu den beliebtesten Reit- und Turnierpferden und gewinnen regelmässig Medaillen bei den Olympischen Spielen und anderen internationalen Reitsportveranstaltungen.

In Deutschland sind die Trakehner immer noch die zahlenmässig kleinste der bedeutenden Rassen, da ihr die regionale Basis fehlt, aber es gibt immerhin 2'800 Züchter mit 4'500 registrierten Zuchtstuten und 280 Hengsten, die pro Jahr um die 1'600 Fohlen zustande bringen.

Und die Trakehner haben andere Rassen stark beeinflusst. Von Anfang an, seit der Zeit, als die Hengste aus den preußischen Landgestüten zwischen den regionalen Gestüten aufgeteilt worden waren, hat man, als die Nachfrage nach Reitpferden zunahm und die nach schweren Zugpferden nachliess, mit Hilfe von Trakehner-Hengsten andere Rassen veredelt. Doch die Trakehner selbst bleiben eine «geschlossene» Zucht, deren

eingetragene Stuten nur von registrierten Trakehner-Zuchthengsten gedeckt werden dürfen. Das einzig zulässige neue Blut, das eingekreuzt werden darf, stammt – wie früher – vom englischen Vollblut und vom Araber.

Pferdeliebhaber können stundenlang über die Eigenschaften der heutigen Trakehner debattieren. Züchter aus dem alten Ostpreußen und ehemaligen kommunistisch regierten Ländern glauben, dass heutzutage das Geld zu viel Einfluss auf Zucht und Auswahl hat. Wenn dem so ist, dann gilt es sicher nicht nur für eine bestimmte Rasse. Doch die rigorose Strenge bei der Auswahl der Hengste und Stuten, die schweren Prüfungen auf Hindernisparcours und Jagden, die in Trakehnen so hervorragende Pferde hervorbrachten, lässt sich heute kaum noch halten. Gleichzeitig blicken westliche Züchter manchmal – und oft ungerechtfertigt – auf die Ergebnisse der problembeladenen Zucht im Osten herab.

Einige Leute behaupten, dass der Verlust Ostpreußens, seines Bodens, seiner extremen Wind- und Wetterverhältnisse, die Trakehner «verweichlicht» habe. Kein Geringerer als Dr. Schilke hat dieser Theorie widersprochen. Niemand, meinte er, habe je behauptet, dass die Araber, die über ein Jahrtausend in der Wüste gezüchtet wurden, durch die üppigen Wiesen und das gemässigte Klima Europas verdorben worden seien. Pferde sind weniger ein Produkt des Bodens als ein Produkt der Zeit, erklärte er. Sie werden gezüchtet, um den Erfordernissen der Gegenwart zu genügen.

Die Nachkommen der Kernherde von Trakehnen gedeihen in Russland sehr gut. Bis in die sechziger Jahre gab es sie nur im Staatsgestüt Kirow am Don, wo sich ausgezeichnete Pferdekennner und Züchter um sie kümmerten. Jetzt gibt es private Trakehner-Gestüte in vielen Regionen. Anfangs soll die Rasse durch Kreuzungen mit anderen gelitten haben, was den inzwischen diskreditierten Theorien des sowjetischen Genetikers und Stalin-Protegés Trofim Denissowitsch Lyssenko zuzuschreiben war. Heute jedoch werden die russischen Trakehner weithin bewundert, auch von führenden Trakehner-Experten in Deutschland. Sie sind höher gewachsen und leichter als die deutschen Trakehner und auf Grund des Klimas noch widerstandsfähiger als die Tiere im Westen. Russische Trakehner haben sich häufig auf internationalen Wettkämpfen ausgezeichnet.

Man hört hin und wieder in Deutschland, aber auch in Russland, die ostpreußischen Trakehner seien auf Anweisung oder zumindest Anregung von Marschall Semjon Michailowitsch Budjonny requiriert und nach Russland gebracht worden. Budjonny war ein Kavallerieheld aus dem Ersten Weltkrieg, Inspektor der Sowjetischen Kavallerie und verantwortlich für die sowjetische Pferdezeit, bevor er im Zweiten Weltkrieg ein erfolgloser Feldherr wurde. Er gründete die Zucht der Budjonny-Pferde und war sehr an den Trakehnern interessiert. Die Autorin war allerdings nicht in der Lage, einen solchen Befehl ausfindig zu machen.

1994, fünfzig Jahre nach dem Ende Trakehnens, besuchte eine Delegation des Deutschen Trakehner-Verbands zum ersten Mal das Gestüt Kirow. Als Zeichen der Anerkennung brandmarkten sie reinrassige Trakehner-Fohlen mit der doppelten Elchschaufel und brannten dasselbe Zeichen in das Holz der Ställe zum Beweis, dass an diesem Ort Trakehner gezüchtet werden. Es war nicht notwendig gewesen, sich zu «versöhnen», denn, wie Lars Gehrmann, der Zuchtleiter, erklärte, konnten sie als Pferdeliebhaber ohnehin nicht zornig auf die Russen sein, die schliesslich viele Tiere aus der Originalherde Trakehnens gerettet hatten. Stattdessen begann mit dem Besuch eine Freundschaft, die über ein halbes Jahrhundert durch den Eisernen Vorhang verhindert worden war.

Die Polen hatten als grosse Pferdezüchter Trakehner schon lange vor dem Krieg zu Zuchtzwecken verwendet. Danach kauften sie alle die Hengstfohlen, die Ehlert nach Celle geschickt hatte, ausser elfen, erhielten andere als Reparationen und sammelten noch weitere, die nach Kriegsende herrenlos umherirrten. Sie wurden, zunächst unter extrem schwierigen Bedingungen, vorrangig in dem ehemals ostpreußischen Gestüt Liesken, heute Liski, unter dem Namen Masuren-Pferd (Kon Mazurski) weitergezüchtet. Auch eine andere angesehene polnische Rasse, das Wiekopolsker Pferd, hat viel Trakehner-Blut.

Das frühere Ostpreußen existiert nicht mehr. Nach dem Krieg erlebten die wenigen Deutschen, die dort überlebt hatten, wie Menschen aus der Sowjetunion und Polen zur Neubesiedelung

des Landes herbeigeschafft wurden. Bald führte eine Grenzlinie von der Rominter Heide (Puszsza Romincka) im Osten bis zum Frischen Haff bei Heiligenbeil (Mamonovo). Nördlich davon liegt die Kaliningrad Oblast, eine russische Enklave. Der südliche Landesteil gehört jetzt zu Polen. Was von den Städten und Dörfern übrig war, erhielt russische oder polnische Namen. Königsberg wurde Kaliningrad, Insterburg Cernjahowsk, Gumbinnen Gusjew. Bis zum Sturz des Kommunismus war der russische Landesteil ein geschlossenes Militärgelände und für Ausländer gesperrt.

Trakehnen heisst heute Jasnaja Poljana – helle Lichtung. Es ist ein trauriger Ort. Wo Lilia einst über sorgfältig gepflegte und umzäunte Wege zwischen Bäumen, Hecken und satten grünen Rasenflächen spazierte, befindet sich heute eine von Schutt und Unkraut bedeckte Einöde. Verrostete Eisenteile, scheussliche Kamine und die hässlichen Überreste einer landwirtschaftlichen Kolchose aus kommunistischer Zeit verschandeln die ehemaligen Koppeln und Parks. Das Land ist nur teilweise bebaut, die Entwässerungskanäle, die Friedrich Wilhelms Soldaten gegraben hatten, sind verfallen und überwuchert. Vieles kehrt wieder in den Naturzustand zurück und könnte mit der Zeit wieder zu der Sumpflandschaft werden, die es war, bevor die Geschichte Trakehrens begann.

Nicht das ganze Gestüt wurde im Krieg zerstört. Die langen Stallungen aus rotem Backstein, in denen Helmut Hufenbach und Otto Fiege einst unter dem scharfen Blick von Obersattelmeister Kiaulehn ihre Pferde striegelten, stehen heute leer und

sind verfallen, das Dach ist teilweise eingestürzt, Dachziegel liegen auf dem Boden umher. «Dazu war kein Krieg nötig», sagte ein russischer Besucher. «Nur schlechte Politik, schlechte Wirtschaft.»

Die grosse Eiche, die vor dem Schloss des Landstallmeisters stand, ist noch da, älter, dünner und knorrig. Auf dem Sockel, auf dem die Bronzestatue von Tempelhüter prangte, befindet sich jetzt der in Stein gemeisselte Kopf eines behelmten Soldaten – ein Kriegerdenkmal. Das weisse Tor über der Zufahrt zum Schloss gibt es noch, und die einheimische Bevölkerung, die als Siedler nach dem Krieg aus verschiedenen Teilen Russlands hergebracht wurde, glaubt, dass wahr wird, was man sich unter dem Torbogen stehend wünscht.

Man könnte sich vorstellen, dass sich viele wünschen, von hier fortzugehen. Denn die neuen Bewohner bilden zwar eine herzliche, eng miteinander verbundene Gemeinschaft, aber es gibt wenig Arbeit und wenig Hoffnung in Trakehnen. Die ehemalige Bauernkolchose ist jetzt eine Aktiengesellschaft, und der Ertrag hat sich gesteigert. Doch viele Produkte werden importiert, und im ganzen übrigen ehemaligen Ostpreußen – von dem ein Grossteil heute nicht mehr landwirtschaftlich genutzt wird – lohnt es sich kaum, den Boden zu bearbeiten. Schlechte Politik, schlechte Wirtschaft.

Das Schloss steht noch, denn es wird seit Langem als Dorfschule genutzt. Der aus 160 Mitgliedern bestehende, in Deutschland ansässige Verein der Freunde und Förderer des ehemaligen Hauptgestüts Trakehnen hat das heruntergekommene Gebäude restauriert und die Fassade renovieren lassen.

Der Verein liess im Schloss und im Reitburschenhaus, das auch zur Schule gehört, neue Fenster einsetzen und versucht, das Geld für eine Dachreparatur und bessere sanitäre Einrichtungen aufzubringen. Die Schule beherbergt jetzt ein kleines Museum in einem Raum, der vielleicht einmal von Dr. Ehlert als Büro genutzt wurde. Dort können sich Besucher über die Geschichte des Ortes informieren.

Der Verein hat bereits dreimal Kindergruppen aus Trakehnen nach Deutschland eingeladen, zu Aufenthalten bei Schülern der Realschule von Walsrode in der Lüneburger Heide und zu Rundfahrten durch das Land. Kinder aus Walsrode waren in Trakehnen. Die Initiative wurde auf beiden Seiten als grosser Erfolg betrachtet und wird als fester Bestandteil in den Schulkalender aufgenommen werden.

Die Statue des berühmten Zuchthengstes Tempelhüter steht jetzt vor dem russischen Pferdemuseum in Moskau. 1974 wurde eine Bronzekopie des Originals vor dem deutschen Pferdemuseum in Verden an der Aller aufgestellt.

Die grossen Gestüte von Weedern und Georgenburg erstehen wieder neu. In Weedern hat eine Firma, die von Jelena Baturina, der Frau des Moskauer Bürgermeisters, geleitet wird, die Ställe und andere Gebäude aufwendig renoviert und restauriert gerade das Schloss, das in ein Luxushotel umgewandelt werden soll. Erdmute von Zitzewitz hat dazu alte Fotografien, Pläne und Erinnerungen zur Verfügung gestellt. Sie wird häufig eingeladen, und die Beziehungen sind sehr freundschaftlich. Ein russischer Ölmilliardär hat Georgenburg in ähnlicher

Weise transformiert und ihm seinen deutschen Namen zurückgegeben. Jetzt werden jeden September internationale Reitturniere dort abgehalten.

Das Frische Haff ist heute die Domäne von Fischern, die sich gelegentlich mit Bootstouren für Touristen Geld verdienen. Der Grund des Haffs ist zum Jagdrevier von Tauchern geworden, die verkaufen, was sie finden: altes Militärgerät, den Inhalt und die Bruchstücke von alten Pferdewagen. Ein gut erhaltener Schädel kann auf dem Schwarzmarkt zwanzig Dollar einbringen.

Ernst Ehlert blieb in Hunnesrück und kümmerte sich um seine geliebten Pferde. Er galt allen, die sich für die Welt der Pferde interessierten, als der grosse alte Mann der Pferdezucht, aber er lebte sehr zurückgezogen. Die Leitung der Trakehner-Gemeinschaft ging auf Schilke, Heling und andere über. Ehlert wäre zu gerne noch einmal nach Ostpreußen zurückgekehrt, aber er sah es nie wieder. Er starb 1957 mit 82 Jahren.

Seine Enkelin Lilia, ihre Mutter und die Familie lebten eine Weile bei ihm in Hunnesrück. Und hier endet ihre Geschichte, denn niemand, der sie in jenen Tagen besuchte, weiss, was aus ihnen geworden ist.

Martin Heling wurde Leiter des Referats für Gestütswesen und Pferdezucht unter der britischen Militärregierung und hatte in der Folge ähnliche Positionen in der niedersächsischen Landesregierung inne. Er litt immer wieder unter Hungerödemen, Magenbeschwerden und anderen Krankheiten, die auf die Ent-

behaltungen während und nach seiner Flucht in den Westen zurückzuführen waren. 1950 wurde er Oberlandstallmeister von Niedersachsen. Vier Jahre später ging er in Ruhestand und starb 1982.

Hermann-Wilhelm von Warburg, der ehemalige Landstallmeister von Braunsberg, wurde Geschäftsführer des Zentralverbands für Zucht und Prüfung deutscher Warmblutpferde und Generalsekretär des Hannoverschen Rennvereins. Er starb 1971 mit siebzig Jahren. Gustav Rau, der berühmte Hippologe, der mit den Nazis aneinandergeraten war, wurde Landstallmeister in Dillenburg und hatte auch in den Nachkriegsjahren in der Welt des Pferdesports einen grossen Einfluss.

Hans Seyffert floh ebenfalls in den Westen und landete im ehemaligen Landgestüt Traventhal bei Bad Segeberg in Schleswig-Holstein. Doch obwohl er damals erst fünfzig war, zog er sich aus der Welt der Pferdezucht zurück und ging als enttäuschter Mann in den Ruhestand. Es ist möglich, dass ihm die Mitgliedschaft in der SS den Zugang zu anderen beruflichen Positionen versperrte. Man warf ihm nach dem Krieg auch vor, nicht genug zur Rettung Trakehnens unternommen zu haben – ein Vorwurf, der von ehemaligen Kollegen und amtlichem Archivmaterial widerlegt wurde. Er litt unter Depressionen und lebte unauffällig mit seiner Familie in Bad Segeberg. Er starb 1968.

Hans Güntzel, der Landstallmeister aus Neustadt an der Dose, wurde nach wenigen Monaten aus einem russischen Über-

gangslager entlassen und fand mit seiner körperbehinderten Frau Aufnahme in dem Neustädter Gemeindehaus. So wie er früher nicht verstanden hatte, dass Deutschland den Krieg verlor, so begriff er jetzt nicht, was ihm zugestossen war. Am Boden zerstört durch seine Lagererfahrungen und den Verlust seiner gesellschaftlichen Stellung, seines Berufs und seines Eigentums, siechte er dahin und starb im Elend zwei Jahre später.

Obersattelmeister Kiaulehn verstarb in Bad Segeberg.

Helmut Hufenbach blieb eine Zeitlang bei den Russen in Perlin, arbeitete kurz im Landgestüt in Redefin und zog dann nach Thüringen. Er liess sich später in Schönfeld in Vorpommern nieder und arbeitete auf einem Hof.

Barbara von Sperber ging nach Eltville im Rheingau, wo ihr Mann in der Zementindustrie tätig war. 2003 feierte sie mit ihren sieben Kindern, deren Ehegatten und einigen ihrer zahlreichen Enkel ihren neunzigsten Geburtstag.

Anna und Erdmute von Zitzewitz mussten ihren Hof auf der Heide 1962 verlassen, als die Gegend wieder zum Militärgelände erklärt wurde. Sie liessen sich in Katherintal in Schleswig-Holstein nieder, wo sie weiterhin Weederner Trakehner züchteten. Anna starb 1968, und Erdmute führte das Werk ihrer Eltern fort. 2002 übergab sie die meisten ihrer Pferde an einen Verwandten zur Weiterzucht und verbrachte in jenem Jahr ihren Geburtstag in Weedern, wo sie an einer Fernsehdokumentation über Ostpreußen beteiligt war.

Peter Elxnat blieb in Hohenkirchen bei Jever und leistete einen beträchtlichen Beitrag zum Fortbestand der Zucht. Seine Fluchtstute Filiale, die er während des Trecks in Moritzburg von Portwein hatte decken lassen, brachte das erste Trakehner-Nachkriegsfohlen in Westdeutschland zur Welt. Es wurde Polarstern genannt und als erster Hengst nach dem Krieg gekört. Polarstern wurde 1952 als Reservepferd zur Olympiade nach Helsinki geschickt, durfte aber nicht teilnehmen, weil er zu jung war. Er wurde später Hauptbeschäler in dem berühmten schwedischen Gestüt Flyinge. Filiales Halbschwester Schwindlerin begründete eine der wichtigsten Nachkriegsdynastien der Trakehner; sie produzierte nicht weniger als zehn Töchter und 42 Enkelinnen, die Zuchtstuten wurden und zusammen um die zwanzig gekörte Hengste hervorbrachten.

Peter Elxnats Werk wird von seinem Sohn Walter weitergeführt, von dem jetzt in der sechsten Generation Elxnat-Trakehner gezüchtet werden. Auch seine Enkel zeigen Interesse am Züchten.

Johanna Sasse, jetzt Johanna Deicher, ging bei einer Schneidermeisterin in ihrem Dorf in die Lehre, lernte dann Haute Couture in Frankfurt und legte in Hannover ihre Meisterprüfung ab. Sie eröffnete in Hannover ein Modeatelier, baute ein florierendes Geschäft mit Mode für die High-Society auf und schickte ihre beiden Söhne auf ein humanistisches Gymnasium.

Otto Fiege wurde professioneller Springreiter, zuerst für die Reiterequipe der DDR-Grenzsoldaten, später für den SC Dy-

namo Hoppegarten, den Sportverein der Staatssicherheit. Er wurde 1959 und 1960 DDR-Meister im Springreiten und errang auf seinem Mecklenburger Rappwallach Hradschin viele Erfolge auf internationalen Reitturnieren. Als die politischen und militärischen Organisationen der DDR ihr Springreiterprogramm einstellten, wurde er Trainer beim Reiterverein Gülpe, Sitz Rathenow.

Brigitte Boettcher erfuhr später, dass ihre Mutter, die nach ihrer Evakuierung im Herbst 1944 zu einer Kusine nach Cranz gefahren war, von den Russen hinausgeworfen und nach Hause geschickt worden war. Sie hatte sich zu Fuss auf den Weg gemacht und ist vermutlich unterwegs an Hunger und Erschöpfung gestorben.

Nach dem Krieg zog Brigitte mit ihrem Mann nach Ziegelhausen bei Heidelberg, wo er und seine Schwester eine Goldschmiedewerkstatt eröffneten. Ihr Vater, Emil Pflaumbaum, pachtete in Liensfeld Land und Ställe und führte mit ihren Stuten Arnica, Arkade und Salamanca einen kleinen, aber sehr erfolgreichen Zuchtbetrieb. Arnica wurde 24 und brachte viele ausgezeichnete Fohlen zur Welt.

Gerd Lehmann studierte Landwirtschaft und wurde Landstallmeister und Leiter des nordrhein-westfälischen Landgestüts in Warendorf. Er ging 1995 in Pension.

Franz und Hans-Joachim Scharffetter übernahmen im Jahre 1950 eine Pachtung in Bremen und wurden wieder erfolgreiche Züchter. Franz starb 1978 mit 81 Jahren. Hans-Joachim besitzt jetzt seinen eigenen landwirtschaftlichen Betrieb in

Schwanewede-Brundorf, auf dem er Pferde züchtet und Rindvieh hält.

Nach der Wende wurden die restlichen amtlichen Dokumente aus Trakehnen, die Otto Weber irgendwo in der sowjetisch besetzten Zone vergraben hatte, von seinem jüngeren Bruder Ewald ausgegraben. Trotz einiger Wasserschäden waren viele noch intakt. Er bot sie dem Trakehner-Verband an, der eigenartigerweise nicht interessiert war. Schliesslich kaufte sie der bayerische Trakehner-Züchter Hans-Ernst Wezel.

Das letzte Pferd, das in Trakehnen geboren worden war, der Fuchshengst Keith, der in Harzburg und Celle gestanden hatte, starb 1976 mit 34 Jahren in Privatbesitz des ostpreußischen Landwirts Hans Steinbrück.

Am 9. März 1958 wurde Erich Koch vom Bezirksgericht Warschau nach einem, wie man im Westen übereinstimmend meinte, fairen Verfahren des Mordes und der Beihilfe zum Mord in vierhunderttausend Fällen sowie der Verbrechen gegen die Menschlichkeit für schuldig befunden. Er wurde zum Tod verurteilt. Bei der Urteilsverkündung brach Koch auf der Anklagebank zusammen und bedeckte das Gesicht mit einem Taschentuch. Für seine vielen entsetzlichen Verbrechen in Ostpreußen und der Ukraine wurde er nie vor Gericht gestellt.

Da er zu jener Zeit schwerkrank zu sein schien, setzte das polnische Gericht die Hinrichtung aus. Koch lebte weiter und war in späteren Jahren ein privilegierter Gefangener; er las eif-

rig die Bibel und deutsche Literatur und Zeitschriften, die aus dem Westen geschickt wurden. Diese und die Lebensmittel, die er sich aus dem Westen schicken liess, wurden angeblich von den Millionen bezahlt, die er durch Landverkäufe in Westdeutschland eingenommen hatte. Nach Berichten der polnischen Gefängnisbehörden weigerte er sich, seine Zelle zu säubern. Er hielt sich fit, bewegte sich viel und nahm die Medikamente, die ihm der Gefängnisarzt verschrieb. Er blieb ein überzeugter Nazi und beharrte bis zum Ende darauf, dass «an meinen Händen kein Blut klebt».

Er starb am 12. November 1986 mit 90 Jahren.

Dieses Buch ist zwangsläufig die Geschichte von Überlebenden. Hunderttausende wurden getötet oder starben unter schrecklichen Umständen auf der Flucht aus Ostpreußen. Unzählige andere wurden vergewaltigt, gefangengenommen und deportiert, und viele kehrten nie zurück. Fast zweieinhalb Millionen Ostpreußen verloren ihre Häuser und ihr Land für immer.

Seit fast sechzig Jahren waren ihre Erlebnisse, ihre Leiden und Verluste zwar kein Geheimnis, aber doch einem seltsamen Tabu unterworfen. Als die junge deutsche Bundesrepublik sich in der Welt um die Wiederaufnahme in die Völkergemeinschaft bemühte und ihre östlichen Nachbarn die Flüchtlinge als Revanchisten und Irredentisten brandmarkten, stellten die Ostpreußen und andere Flüchtlinge und Vertriebene eine Art politisches Ärgernis dar. Ihre Geschichte wurde aus dem öffentlichen Bewusstsein gewissermassen getilgt.

Erst eine Generation später durchbrach in Deutschland ein Fernsehfilm mit dem Titel «Holocaust» die psychische Barriere, und die Menschen begannen sich den Verbrechen, der Schuld, dem Krieg und seinen Schrecken zu stellen. Doch die Tatsache, dass Millionen von Deutschen ebenso wie ihre Opfer schrecklich gelitten hatten und dass auch anderswo Schuld lag, war immer noch zu heikel. Niemand wollte den Anschein erwecken, er entschuldige deutsche Kriegsverbrechen, indem er auf sowjetische hinwies. Noch eine Generation, die Generation der Enkel, musste aufwachsen, bis nach der Jahrhundertwende auch diese Blockade allmählich zu bröckeln begann.

Heute, sechzig Jahre danach, kann – ohne dass man Grade von Schuld gegeneinander aufrechnet – die Geschichte des schrecklichsten Kapitels der europäischen Geschichte endlich in ihrer Gänze erinnert und verstanden werden.

Dank

Als die einzigen wahren Zeugen dieses schrecklichen Kapitels europäischer Geschichte gelten die Toten. Doch den Überlebenden verdanken wir das Bild der fast unvorstellbaren Leiden, der Angst, des Mutes und der Ausdauer in jenen Wochen und Monaten der grossen Flucht.

Ich bin denjenigen ostpreußischen privaten Trakehner-Züchtern besonders zu Dank verpflichtet, die ihre oft schmerzhaften Fluchterinnerungen mit mir geteilt haben:

Brigitte Boettcher, deren treue Trakehner-Stute Arnica sie vor einem unsäglichen Schicksal gerettet hat.

Johanna Deicher, die nicht nur ihr Leben als Gutsherrin von Sabloczyn und ihre Flucht hervorragend geschildert, sondern mir auch viele geschichtliche Zusammenhänge vermittelt hat.

Peter Elxnat, der als Kavallerist die Trakehner unter Kriegsbedingungen gut gekannt und geschätzt und der nach dem Kriege viel zum Wiederaufbau der Zucht beigetragen hat.

Gerd Lehmann, der spätere Landstallmeister von Warendorf, der mit seiner Familie in russische Gefangenschaft geriet und der einer unglaublichen Reihe von glücklichen Zufällen sein Leben verdankt.

Hans-Joachim Scharffetter, der seine Fluchterlebnisse und die seines Vaters geschildert und der mir die sehr wertvollen

unveröffentlichten Erinnerungen des Georgenburger Landstallmeisters Martin Heling zur Verfügung gestellt hat.

Barbara von Sperber, der ehemaligen Gutsherrin von Lenken und Mitzüchterin einer der allerschönsten Trakehner-Herden, die mir unter anderem geschildert hat, wie ein Remontemarkt vor sich ging.

Erdmute von Zitzewitz, die als junges Mädchen ihrer Mutter geholfen hat, viele Pferde ihrer berühmten Weederner Herde nach Westen zu bringen, und die dort mit den wenigen Überlebenden weitergezüchtet hat.

Hans Klein und Uli Scharfenorth, die mir Wertvolles erzählt haben, deren Erlebnisse ich aus Platzmangel leider nicht unterbringen konnte.

Von den staatlichen Trakehner-Züchtern, den Landstallmeistern und ihren Angestellten, die alles versucht haben, ihre Schützlinge zu retten, lebt keiner mehr. Aber Helmut Hufenbach und Otto Fiege, der später DDR-Meister im Springreiten wurde, waren bei Kriegsende Reitburschen in Trakehnen und haben mit den Schilderungen ihres täglichen Lebens im Hauptgestüt und ihrer Erlebnisse auf der Flucht einen grossen Beitrag geleistet.

Dieses Buch wäre nicht möglich gewesen ohne die freundliche Hilfe und Unterstützung vieler anderer. Ich danke Lars Gehrmann, Zuchtleiter des Trakehner-Verbands, Britta Stühren im Deutschen Pferdemuseum in Verden, Christoph Hinkelmann im Ostpreußischen Museum in Lüneburg, Karola Wagner vom Bundesarchiv, Renate Maczka in der Nord-Ost-Bibliothek,

Lüneburg, Mischa Bykoff, Alexandra Gräfin Dohna, Anna Vitalievna Dorofeeva, Klaus Hagen, Joachim Gusovius, Miriam Lenz, Ulrike Lutz, Patricia Meehan, Jürgen Müller, Elena Plath, Angelika Volle und Hans-Ernst Wezel. Ein ganz besonderer Dank an Erhard Schulte, Gerd Lehmann und Martin Mantzke, die das Manuskript durchgesehen und auf Fehler hingewiesen haben.

Bildnachweis

Seite 1: SV Bilderdienst; Seite 2 unten: Plan und Karte (entnommen aus: *Von Memel bis Trakehnen*, hg. von M. Kakies, Leer 1985); Seite 5: Otto Stork; Seite 6 und 7: Bundesarchiv Koblenz; Seite 2 oben, 3,4 und 8: Deutsches Pferdemuseum e.V, Verden.

© Karten: Peter Palm, Berlin

Abdruck von Auszügen aus Alexander Solschenizyns Gedicht «Ostpreussische Nächte» (Darmstadt und Neuwied 1976) mit freundlicher Genehmigung von © Librairie Arthème Fayard, Paris. © Für die deutsche Übersetzung Nikolaus Ehlert.

Bibliographie

- Aust, Stefan/Burgdorff Stephan (Hg.): *Die Flucht. Über die Vertreibung der Deutschen aus dem Osten*. Deutsche Verlags-Anstalt und Spiegel Buchverlag 2002
- Beevor, Antony: *Berlin, the Downfall 1945*. Viking 2002
- Boockmann Hartmut: *Deutsche Geschichte im Osten Europas. Ostpreußen und Westpreußen*. Siedler Verlag 1992
- Bullock, Alan: *Hitler and Stalin. Parallel Lives*. HarperCollins 1991
- Bullock, Alan: *Hitler: A Study in Tyranny*. Penguin Books 1962
- Duffy, Christopher: *Red Storm on the Reich. The Soviet March on Germany 1945*. Castle Books 2002
- Dohna-Schlobitten, Alexander Fürst zu: *Erinnerungen eines alten Ostpreußen*. Siedler Verlag 1989
- Goodall, Daphne Machin: *The Flight of the East Prussian Horses*. David and Charles 1973
- Köhler, Hans-Joachim: *Tempelhüter. Symbol der Trakehner Pferdezucht und des Landes Ostpreußen*. Franckh-Kosmos 1995
- Köhler, H. J./Schulte, Erhard/Britze, Hans: *1889-1989. Einhundert Jahre Ostpreußisches Stutbuch*. Trakehner Verband und Trakehner Förderverein 1989
- Kopelew, Lew: *Aufbewahren für alle Zeit*. Deutscher Taschenbuch Verlag 1979
- Hartl, Dominik: *Trakehnen. Zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte eines ostpreußischen Gestüts*, o. J.
- Heling, Martin: *Das Schicksal des ehemals preußischen Landgestüts Georgenburg, Kreis Insterburg*. Unveröffentlicht
- MacDonogh, Giles: *Prussia, The Perversion of an Idea*. Mandarin 1995
- Seaton, Albert: *The Russo-German War 1941-45*. residio Press 1990
- Schilke, Fritz: *Trakehner Pferde Einst und Jetzt*. BLV Bayerischer Landwirtschaftsverlag 1965
- Schirer, William L.: *The Rise and Fall of the Third Reich*. Seeker and Warburg 1960
- Thorwald, Jürgen: *Die grosse Flucht*. Neuer Kaiser Verlag 2002
- de Zayas, Alfred-Maurice: *Anmerkung zur Vertreibung der Deutschen aus dem Osten*. Kohlhammer 1986
- Wolff, Paul: *Ohne Maske...* Hoffmann & Campe 1948